



Kripkes Sprachphilosophie und das Rätsel mit Überzeugungen

Bachelorarbeit

Zur Erlangung des Grades Bachelor of Arts (B.A.)

Vorgelegt der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen
bei Prof. Dr. Richard Schantz (1. Prüfer)
und Prof. Dr. Dr. h.c. Carl Friedrich Gethmann (2. Prüfer)

Von Sebastian Nähr
Siegen, März 2015

Inhaltsverzeichnis

A. Einleitung.....	4
B: „Naming and Necessity“	6
I. Theorien zur Bedeutung von Eigennamen.....	6
a) John Stuart Mill.....	6
b) Der Frege-Russell Ansatz.....	7
II. Kripkes Hauptargument gegen den Frege-Russell Ansatz.....	15
a) Kripkes Terminologie aus „Naming and Necessity“	15
b) Mögliche Welten.....	19
c) Eigennamen als rigide Designatoren.....	20
d) Das Modalargument gegen den Frege-Russell Ansatz.....	21
III. Kripkes Auffassungen über die Referenz von Eigennamen.....	25
a) Das gewöhnliche Bild.....	25
b) Referenzfestlegung über definite Kennzeichnungen.....	27

C: „A Puzzle About Belief“	31
I. Kontextualisierung des Problems.....	31
a) Struktur des Artikels.....	31
b) Das Substitutivitätsproblem kodesignativer Eigennamen.....	31
c) Der Frege-Russell Ansatz und das Substitutivitätsproblem.....	34
d) Prinzipien hinter dem Argument gegen die Substitutivität.....	39
II. Das Rätsel.....	47
a) Annahmen des Rätsels.....	47
b) Das Rätselhafte des Rätsels.....	48
c) Keine Plausibilisierung eines Frege-Russell Ansatzes.....	54
d) Kripkes Rätsel als Rätsel ohne Ausweg.....	59
e) Der „Paderewski“- Fall.....	64
III. Folgen des Rätsels.....	67
a) Fortführung von Kripkes tendentiell millianistischer Position.....	67
b) Auswirkungen auf das Bild aus „Naming and Neccesity“.....	68
D. Fazit.....	76
E. Quellen- und Literaturverzeichnis.....	77

A: Einleitung

In gewisser Weise war Saul Kripkes Buch „Naming and Necessity“ von 1972, das im Wesentlichen aus drei später verschriftlichten Vorträgen Kripkes vom Januar und Februar 1970 an der Princeton Universität besteht, bahnbrechend für die Sprachphilosophie. In ihm wird in kritischer Abgrenzung, vor allem zu den klassischen Theorien über die Bedeutung von Eigennamen wie der Kennzeichnungstheorie von Bertrand Russell und Gottlob Frege oder der Bündeltheorie von John R. Searle, Kripkes berühmtes Bild¹ einer kausal-historischen Auffassung der Referenz von Eigennamen entwickelt: Die Referenz eines Namens wird zunächst in einem Taufakt fixiert und dann innerhalb einer Sprechergemeinschaft² bis zu dem aktuellen Sprecher über eine Kommunikationskette überliefert. Definite Kennzeichnungen oder Beschreibungen³, die bei der ersten Referenzfestlegung noch wichtig sein können, werden dadurch semantisch irrelevant und ein Name hat keine von seiner Referenz unabhängige Bedeutung. Hier schließt Kripke explizit an John Stuart Mills Theorie über die Bedeutung von Eigennamen an.⁴ Eine wichtige Rolle bei Kripkes Kritik an den klassischen Theorien Freges, Russells und Searles spielt Kripkes Auffassung, dass Eigennamen Entitäten notwendigerweise bezeichnen. So wird auch der Titel des Buches vorläufig verständlich.

Sieben Jahre nach „Naming and Necessity“ veröffentlichte Saul Kripke seinen Artikel „A Puzzle About Belief“. Laut Kripke kann die von ihm in diesem Aufsatz entwickelte rätselhafte Situation von Eigennamen und Termini für natürliche Arten⁵ in

1 Wie weiter unten gezeigt wird betont Kripke, dass er keine Theorie, sondern lediglich ein grundlegend anderes Bild des Verständnisses der Referenz von Eigennamen, liefern will.

2 Aus Gründen der einfacheren Lesbarkeit verzichtet der Verfasser darauf zu gendern. Selbstverständlich sind aber trotz der durchgängigen Benutzung des Maskulins immer auch alle anderen zugewiesenen Geschlechter gemeint.

3 Wenn im Folgenden von Kennzeichnungen oder Beschreibungen die Rede ist, dann sind immer definite Kennzeichnung gemeint.

4 Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, Harvard University Press, Cambridge u. Massachusetts 1980², S. 135.

5 Kripke nennt diese Termini „natural kind terms“, weshalb diese an Kripke angelehnte Übersetzung gewählt wurde. Darunter fallen „terms for natural phenomena, such as heat or light, terms for natural kinds of stuff, such as gold or water and terms for natural kinds of thing, such as the tiger.“ (Noonan, Harold, Routledge Philosophy Guidebook to Kripke and *Naming and Necessity*, Routledge, London u. New York 2013, S. 181.)

Überzeugungskontexten⁶ nicht konsistent analysiert werden.⁷ Damit muss jede Theorie, die Überzeugungskontexte analysiert, dieses Rätsel zu lösen oder sinnvoll zu umgehen im Stande sein.⁸ Es ist also in einem umfassenden Sinne ein Rätsel, d.h. auch, dass es Auswirkungen auf die Debatte über Eigennamen und Kripkes eigene Auffassungen aus „Naming and Necessity“ hat. Tatsächlich führt „A Puzzle About Belief“ Kripkes tendentiell millianistische Position fort. Gleichzeitig scheint Kripke aber auch Auffassungen aus „Naming and Necessity“ verändert zu haben und das Rätsel stellt sogar seine Rigiditätsthese in Frage, ohne jedoch eine Lösung dafür anzubieten oder gar für das gesamte Rätsel einen Lösungsweg zu skizzieren. Um es mit Kripke zu sagen: „Hard cases make bad law.“⁹

Im Folgenden werden nun Kripkes Auffassungen aus „Naming and Necessity“ sowie seine Überlegungen aus „A Puzzle About Belief“ dargestellt. Da sich beide Werke Kripkes mit großem Einfluss in eine lebendige Debatte über Eigennamen einschalteten, ist zunächst eine Skizze der Theorien von John Stuart Mill, Gottlob Frege und Bertrand Russell sinnvoll. Nicht zuletzt an Kripkes Auseinandersetzungen mit dem Millianismus und dem Frege-Russell Ansatz wird deutlich, dass es sich in der Debatte über Eigennamen vor allem zwischen diesen Positionen zu orientieren gilt. Der Millianismus und der Frege-Russell Ansatz sind die zwei wichtigsten Pole in der Debatte über Eigennamen. So wird diese Arbeit nicht nur Kripkes eigene Auffassungen darlegen und der Frage nachgehen, inwieweit die Überlegungen aus „A Puzzle About Belief“ seine Auffassungen aus „Naming and Necessity“ tangieren, sondern ebenfalls das Spannungsfeld zwischen Millianismus und einem Frege-Russell Ansatz in der Debatte über Eigennamen verdeutlichen.

6 Saul Kripke verwendet in „A Puzzle About Belief“ den Terminus „belief context“, weshalb die daran angelehnte Übersetzung gewählt wurde. In einer Hinsicht ist „belief context“ und „Überzeugungskontext“ jedoch etwas ungenau. In Kripkes Rätsel geht es zwar ausschließlich um die Zuschreibung von Überzeugungen, es hat aber Auswirkungen auf alle epistemischen Kontexte. So schreibt Kripke im Vorwort der Ausgabe von „Naming and Necessity“ von 1980 und in Bezug auf „A Puzzle About Belief“, dass es beunruhigende Fragen seien, wie Namen in epistemischen Kontexten zu behandeln sind. (Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 21.) Daraus darf allerdings nicht geschlossen werden, dass Kripkes Rätsel auf intensionale Kontexte im Allgemeinen bezogen ist. Modale Kontexte werden bspw. nicht problematisiert.

7 Vgl., ebd., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, aus: Margalit, Avishai (Hg.), Meaning And Use, D. Reidel, Dordrecht, Boston u. London 1979, S. 239-283, hier S. 239.

8 Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, ebd.

9 Vgl., ebd., S. 270.

B: „Naming and Necessity“

I. Theorien zur Bedeutung von Eigennamen

a) John Stuart Mill

Kripke schließt explizit an die Theorie John Stuart Mills an. Um Mills Überlegungen nachzuvollziehen, ist es zunächst wichtig festzuhalten, dass er „den Begriff des Namens in einem weiten Sinn, wonach alles, was in der Tradition als Terminus bezeichnet wurde, ein Name ist“¹⁰, verwendet. Allerdings vollzieht er auch eine „Unterscheidung zwischen *allgemeinen* [Hervorh. i. Orig.] und *singulären* [Hervorh. i. Orig.] oder zwischen Gemein- und Einzelnamen“¹¹. Singuläre Eigennamen beziehen sich nach Mill auf einen einzigen Gegenstand, wodurch Eigennamen, Kennzeichnungen und deiktische Ausdrücke zu dieser Gruppe zu zählen sind. Ein allgemeiner Terminus „wird gewöhnlich als ein Name definiert, der in demselben Sinne von jedem einzelnen aus einer unbegrenzten Zahl von Dingen mit Wahrheit bejaht werden kann“¹², wobei Mill als Beispiel „Mensch“ anführt.¹³ Ein allgemeiner Terminus trifft dabei also nicht nur auf höchstens eine Entität zu und hat zudem nach Mill eine Konnotation.¹⁴ Termini für natürliche Arten fallen unter diese Kategorie. Für eine Bedeutungstheorie von Eigennamen ist vor allem Mills Unterscheidung innerhalb seiner Kategorie der Einzelnamen, nämlich zwischen Eigennamen und Kennzeichnungen, interessant. Laut Mill haben Eigennamen eine Denotation, d.h. sie bezeichnen einen Gegenstand, haben aber keine Konnotation, d.h. bezeichnen nicht auch gleichzeitig eine Eigenschaft des Gegenstandes mit: „Eigennamen haften den Sachen selbst an und sind nicht abhängig von dem Fortbestehen irgendeines Attributes der Sache.“¹⁵ Kennzeichnungen hingegen haben sowohl eine Denotation als auch eine Konnotation.¹⁶ So vertritt Mill die These, dass Eigennamen keine ureigene Bedeutung haben, sondern lediglich immer direkt auf Gegenstände referieren, wohingegen Kennzeichnungen quasi einen deskriptiven Gehalt, eine eigene Bedeutung, haben, diese aber nicht die Bedeutung des Eigennamens bestimmt. Mill bringt folgendes Beispiel, das analog zu dem ist, welches Kripke zu

10 Wolf Ursula, Einleitung, aus: Eigennamen, Dokumentation einer Kontroverse, Wolf, Ursula (Hg.), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985, S. 9-41, hier S. 9.

11 Mill, John Stuart, Von Namen, aus: Ebd., S. 47.

12 Ebd.

13 Ebd., S. 47ff.

14 Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 134.

15 Mill, John Stuart, Von Namen, S.54.

16 Vgl., ebd., S.51.

Mills Theorie in Naming and Necessity aufführt¹⁷: „Es bildet nicht einen Teil der Bedeutung des Wortes Johann (!), daß der Vater des Mannes denselben Namen führte, und auch nicht einmal des Wortes Travermünde (!), daß diese Stadt an der Mündung der Trave gelegen ist.“¹⁸

b) Der Frege-Russell Ansatz

Die klassische Tradition der modernen Logik ist Mills Ansicht stark entgegengelaufen. Vor allem Russell und Frege haben Namen im Kern als abgekürzte oder verkleidete Beschreibungen angesehen. Die Bedeutung eines Eigennamens wird nach dieser Auffassung durch seine Beschreibung festgelegt. Kennzeichnungen sind damit grundlegend für die Bedeutung von Eigennamen.¹⁹ Gegen Mills Auffassung und vorläufig für Freges und Russells Theorie sprechen einige Einwände, von denen, im Rekurs auf Kripke, zwei angerissen werden sollen.

Es kann, wie Frege feststellte²⁰, Fälle geben, in denen eine Identitätsaussage mehr aussagt als nur eine Identität des Gegenstands mit sich selbst, z.B. im Falle einer naturwissenschaftlichen Entdeckung wie bei der Feststellung, dass der Morgenstern identisch mit dem Abendstern ist. Hier möchte man²¹ vermutlich nicht nur sagen, dass der Planet Venus mit sich selbst identisch ist, was aber der einzige Erkenntnisgewinn wäre, wenn man die Millsche Auffassung verträte, weil dort Eigennamen ja lediglich eine Denotation besitzen. „Der Abendstern ist der Morgenstern“ ist ein Satz der Form „a=b“, im Gegensatz zu der Identitätsaussage „Der Abendstern ist der Abendstern“, welche die Form „a=a“ hat. Der letztere Satz ist ein analytischer Satz, dessen Wahrheit man a priori erkennt und welcher keinen Erkenntniswert besitzt. Der Satz „a=b“ hingegen ist ein synthetischer Satz, dessen Wahrheitswert wir a posteriori erkennen und somit einen Erkenntniswert besitzt. Wenn es nun nach Mill, um einen Namen zu verstehen, ausreichen würde, seinen Referenten zu kennen, dann könnte man damit

17 Statt über den Fluss Travermünde zu sprechen, spricht Kripke über den Fluss Dartmouth. (Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 26).

18 Mill, John Stuart, Von Namen, aus: Ebd., S. 54.

19 Unter A)I.b) erfolgt eine detailliertere Darlegung der Ansichten Freges und Russells in dieser Arbeit.

20 Vgl., Frege, Gottlob, Über Sinn und Bedeutung, aus: Frege, Gottlob, Funktion, Begriff, Bedeutung, Patzig, Günther (Hg.), Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1969³, S. 40-66.

21 Wenn in dieser Arbeit eine subjektivierte Sprache verwendet wird, dann wird dabei immer das Konstrukt eines „normalen Sprechers“, der über ein Mindestmaß an Rationalität verfügt und der die Regeln der Sprechergemeinschaft, dessen Teil er ist, versteht, als Bezugspunkt genommen.

nicht erklären, warum Sätze wie „a=b“ informativ sind. Denn der Referent der Namen „Abendstern“ und „Morgenstern“ ist schließlich dasselbe Objekt, womit der Satz genauso wenig Erkenntniswert hätte, wie ein Satz der Form „a=a“. Man möchte offensichtlich viel mehr aussagen, dass der Gegenstand, den wir am Morgen gesehen haben, der Gegenstand ist, den wir am Abend gesehen haben, nämlich der Planet Venus.²² „This, then, gives the real meaning of the identity statement in question; and the analysis in terms of descriptions does this.“^{23,24}

Kripke wirft auch die Frage auf, ob ein Eigenname nach Mill überhaupt eine Referenz hat, wenn wir z.B. fragen, ob Aristoteles jemals existiert hat?²⁵ Man fragt hier nach Kripke wohl eher nach dem, was die Aristoteles-Kennzeichnungen erfüllt und nicht danach, ob der Gegenstand, in diesem Fall Aristoteles, existierte, denn „once we've got the thing, we know that it existed.“²⁶ Genau das täte man aber mit der Millschen Auffassung, weil hier Eigennamen ja nur insofern eine Bedeutung haben, als dass sie direkt auf Gegenstände referieren bzw. direkt für den Referenten stehen. Namen ohne Referenten und negative Existenzaussagen machen hier die Problematik wohl deutlicher: Bei dem Satz „Pegasus hat große Flügel“ muss man mit Mill sagen, dass der Name „Pegasus“ keine Bedeutung hat und wir damit den Satz nicht verstehen, da Pegasus, als Fabelwesen, in unserer Welt nicht existiert und somit „Pegasus“ auf nichts in der Welt referieren kann und damit kein Name ist, von dem man sinnvollerweise eine solche Aussage machen kann. Dies scheint aber nicht der lebensweltlichen Praxis zu entsprechen, da wir diesen Satz verstehen. Nach Mill kann es zudem keine wahren negativen Existenzaussagen geben. Den Satz „Aristoteles hat nicht existiert“ kann man mit Mill nur verstehen, wenn er falsch ist, also Aristoteles existiert hat, weil nur dann „Aristoteles“ einen Referenten hat. Wenn er hingegen wahr ist, dann können wir die Aussage nicht verstehen, weil „Aristoteles“ dann ja auf keinen Gegenstand referiert. Klarerweise aber verstehen wir diese Aussage auch dann, wenn Aristoteles nicht existiert hat und klarerweise kann sich dies auch tatsächlich als wahr erweisen. Dann ist

22 Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S.28f.

23 Ebd., S. 29.

24 Dass Kripke in „Naming and Necessity“ und auch in „A Puzzle About Belief“ meist von „Phosphorus“ und „Hesperus“ spricht und nicht von „Morgenstern“ und „Abendstern“, liegt vermutlich daran, dass „Morgenstern“ und „Abendstern“ in gewisser Hinsicht bereits Kennzeichnungen zu sein scheinen.

25 Vgl., ebd.

26 Ebd.

„Aristoteles hat nicht existiert“ eine sinnvolle und wahre Aussage. Mit dem von Kripke skizzierten Ansatz bei Frege und Russell kann man diese sinnvollen Sätze jedoch verstehen, weil nicht die direkte Referenz zu einem Gegenstand, sondern die Kennzeichnungen Träger der Bedeutung eines Namens sind. Frege und Russell machen dazu folgende Ausführungen.

In seinem berühmten Aufsatz „Über Sinn und Bedeutung“ von 1892 diskutiert Frege zunächst das Problem der Gleichheit, wobei diese bei Frege hier für Identität steht, und in dessen Folge der „first paragraph of „On Sense and Reference“ has assumed enormous importance in the history of twentieth-century philosophy [da dieser Paragraph]²⁷ presents what is known as „Frege's Puzzle about Identity“.“²⁸ In seiner „Begriffsschrift“ von 1879 hatte Frege noch angenommen, dass die Identität eine Beziehung zwischen Namen oder Zeichen für Gegenstände ist und nicht zwischen Gegenständen selbst.²⁹ Angefügt sei noch, dass Frege unter „Zeichen“ und „Namen“ jede Bezeichnung versteht, „die einen Eigennamen vertritt, deren Bedeutung also ein bestimmter Gegenstand ist“³⁰. Der Kürze wegen könne eine solche Bezeichnung, wie Frege schreibt, auch Eigenname genannt werden.³¹ D.h., dass Freges Verwendung des Terminus „Eigenname“ „covers the entire category of Mill's singular names: it includes definite descriptions along with proper names proper (!).“³² Wäre nun Identität eine Beziehung zwischen Gegenständen, wie Frege in „Über Sinn und Bedeutung“ weiter ausführt und wie es bei Mills Auffassung von Namen der Fall ist, dann schiene, wie weiter oben bei Mill ausgeführt, „ $a=b$ von $a=a$ nicht verschieden sein zu können, falls nämlich $a=b$ wahr ist.“³³ Dies würde dann aber nicht der lebensweltlichen Tragweite von wissenschaftlichen Erkenntnissen der Form $a=b$ entsprechen. Dieses „Puzzle about Identity“ ist damit ein großes Problem für die Millsche Auffassung von Namen.

Doch Frege kritisiert in „Über Sinn und Bedeutung“ seinen eigenen Vorschlag:

„Aber diese Beziehung [der Identität zwischen den Zeichen oder Namen für

27 Anmerkung des Verfassers.

28 Hornsby, Jennifer u. Longworth, Guy, reading philosophy of language, selected texts with interactive commentary, Blackwell, Oxford 2006, S. 30.

29 Vgl., Frege, Gottlob, Über Sinn und Bedeutung, S. 40.

30 Ebd., S. 41.

31 Vgl., ebd.

32 Hornsby, Jennifer u. Longworth, Guy, reading philosophy of language, S. 30.

33 Frege, Gottlob, Über Sinn und Bedeutung, S. 40.

Gegenstände]³⁴ bestände zwischen den Namen oder Zeichen nur, insofern sie etwas benennen oder bezeichnen. Sie wäre eine vermittelt durch die Verknüpfung jedes der beiden Zeichen mit demselben Bezeichneten. Dies aber ist willkürlich.“³⁵

Die Aussage „Hesperus ist Phosphorus“ würde nach Freges Vorschlag bspw. mitteilen, dass „Hesperus“ und „Phosphorus“ zwei verschiedene Namen sind, die jeweils Hesperus und Phosphorus bezeichnen. Doch könnte jeder beliebige Name den Gegenstand Hesperus oder Phosphorus bezeichnen, so dass dies scheinbar nicht der Erkenntniswert der Identitätsaussage sein kann.³⁶ So folgert Frege, dass mit seinem Vorschlag aus der „Begriffsschrift“ „ein Satz $a=b$ nicht mehr die Sache selbst, sondern nur noch unsere Bezeichnungsweise betreffen [würde]; wir würden keine eigentliche Erkenntnis darin ausdrücken.“³⁷ Darin nun, dass sich Zeichen in der Art, wie sie etwas bezeichnen, unterscheiden, sieht Frege die Möglichkeit der Auflösung dieses Identitätsproblems: „Eine Verschiedenheit kann nur dadurch zustande kommen, daß der Unterschied des Zeichens einem Unterschiede in der Art des Gegebenseins des Bezeichneten entspricht.“³⁸ Frege veranschaulicht diesen Punkt durch ein geometrisches Beispiel: Der Schwerpunkt eines Dreiecks wird über den Schnittpunkt der Strecken von einer Ecke des Dreiecks zum Mittelpunkt der gegenüberliegenden Seite des Dreiecks bestimmt. Der Schnittpunkt dieser Strecken ist immer derselbe, nämlich der Schwerpunkt des Dreiecks.³⁹ So gibt es zwar immer denselben Schnittpunkt, egal welche der zwei von den drei möglichen Strecken man betrachtet, aber der Schnittpunkt ist nicht immer notwendigerweise auf die gleiche Art gegeben, da er über das Kreuzen unterschiedliche Strecken erreicht werden kann.

Über dieses Beispiel kommt Frege schließlich zu seiner Unterscheidung von „Sinn“ und „Bedeutung“: „Es liegt nun nahe, mit einem Zeichen (Namen, Wortverbindung, Schriftzeichen) außer dem Bezeichneten, was die Bedeutung des Zeichens heißen möge, noch das verbunden zu denken, was ich den Sinn des Zeichens nennen möchte, worin

34 Anmerkung des Verfassers.

35 Ebd.

36 Vgl., Hornsby, Jennifer u. Longworth, Guy, *reading philosophy of language*, S. 36.

37 Frege, Gottlob, *Über Sinn und Bedeutung*, S.41.

38 Ebd.

39 Vgl., ebd.

die Art des Gegebenseins enthalten ist.“⁴⁰ Ein Beispiel: „Morgenstern“ und „Abendstern“ bedeuten nach Frege dasselbe, nämlich die Venus, aber ihr Sinn ist unterschiedlich, nämlich einmal der Himmelskörper, der morgens am Himmel steht und einmal der, der abends am Himmel steht. Die Ähnlichkeit des Fregeschen Terminus „Sinn“ zu Kennzeichnungen ist hierbei offenkundig. Man kann also zunächst festhalten, dass für Frege Eigennamen eine Bedeutung und einen Sinn haben. Dabei verwendet er die beiden Termini nicht, wie das heute in der Regel getan wird, synonym. Die Bedeutung eines Namens ist für ihn das, wofür der singuläre Terminus steht bzw. worauf der Eigenname referiert, also der Referent des Namens. Der Sinn, die Art des Gegebenseins des Eigennamens, nach heutiger Terminologie die Kennzeichnung, legt nach Frege hingegen die eigentliche Bedeutung – nicht im Fregeschen Sinne von Bedeutung – und die Referenz des Eigennamens fest: „Die regelmäßige Verknüpfung zwischen dem Zeichen, dessen Sinn und dessen Bedeutung ist derart, daß dem Zeichen ein bestimmter Sinn und diesem wieder eine bestimmte Bedeutung entspricht, während zu einer Bedeutung (einem Gegenstande) nicht nur ein Zeichen gehört.“⁴¹

Aber natürlich gibt es Namen ohne Referenten. So stellt auch Frege fest, dass, wenn „man einen Sinn auffaßt, man noch nicht mit Sicherheit eine Bedeutung [hat].“⁴² Anders als bei Mill ist dies aber nicht weiter problematisch, da wir bei Namen ohne Referenten mit Frege sagen können, dass sie keinen Referenten – im Fregeschen Sinne keine Bedeutung – haben, aber, dass sie eine Bedeutung – im Fregeschen Sinne einen Sinn – haben und wir deshalb Sätze, in denen diese Namen vorkommen, verstehen können. „Kennzeichnungen sind also nach Frege die grundlegenden singulären Termini, und Eigennamen sind nur auf der Basis von Kennzeichnungen verwendbar.“⁴³

Bertrand Russell wiederum vertritt zunächst einen erkenntnistheoretischen Unterschied „zwischen zwei verschiedenen Arten des Wissens bzw. Erkenntnisformen: *Erkenntnis durch Bekanntschaft* [Hervorh. i. Orig.] (acquaintance) und *Erkenntnis durch Beschreibung* [Hervorh. i. Orig.] (description).“⁴⁴ Eine Erkenntnis durch Bekanntschaft

40 Ebd.

41 Ebd., S. 42.

42 Ebd.

43 Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), Eigennamen, S. 12.

44 Blume, Thomas u. Demmerling, Christoph, Grundprobleme der analytischen Sprachphilosophie – Von Frege zu Dummett, Ferdinand Schöningh, Paderborn 1998, S. 46.

ist nach Russell die unmittelbare Kenntnis eines Gegenstands: „Die Relation zwischen dem Erkenntnissubjekt und dem Gegenstand wird von ihm als etwas Unmittelbares aufgefaßt. Einschlägiges Beispiel für diese Erkenntnisform ist die sinnliche Wahrnehmung.“⁴⁵

Diese epistemologische Unterscheidung ist wichtig für Russells Sprachphilosophie, die Namen von Kennzeichnungen unterscheidet: „Ein sprachlicher Ausdruck ist dann ein Name, wenn er sich auf einen Gegenstand bezieht (d.h. in Russells Terminologie: wenn er einen Gegenstand bedeutet), mit dem der Sprecher einer Sprache bekannt ist. Andernfalls handelt es sich um eine Kennzeichnung.“⁴⁶ Aus diesem Grund sind die meisten in der Alltagssprache so genannten Namen für Russell keine Namen: „Die Namen, die wir wie 'Sokrates' gewöhnlich gebrauchen, sind in Wirklichkeit Abkürzungen für Beschreibungen.“⁴⁷ Denn ein Name kann „im logischen Sinne als Wort (...) nur auf ein Individuum angewendet werden, mit dem der Sprecher bekannt ist, weil man nichts benennen kann, womit man nicht bekannt ist.“⁴⁸ Dies gilt nicht nur bei Namen für Personen, die man tatsächlich noch nie getroffen hat, sondern „auch bei Namen für Personen, denen man schon einmal begegnet“⁴⁹ ist. So gilt schließlich für Russell, dass „die einzigen Wörter, die wir im logischen Sinne als Namen verwenden, Wörter wie 'dies' und 'das' [sind]“⁵⁰. Denn man „kann das Wort 'dies' als Name verwenden, der für ein Individuum steht, mit dem man im Augenblick bekannt ist.“⁵¹ Zudem spielen für Russell Kennzeichnungen auf Grund des Problems mit negativen Existenzaussagen und damit, insofern gewöhnliche Namen nur verkleidete Beschreibungen sind, auch gewöhnliche Eigennamen semantisch nicht die Rolle von singulären Termini.⁵²

Russell vertritt demnach zwei Thesen bezogen auf Eigennamen: Zunächst sind die

45 Ebd.

46 Ebd., S. 48.

47 Russell, Bertrand, Die Philosophie des logischen Atomismus, Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918, Nymphenburger, München 1976, S. 200.

48 Ebd.

49 Blume, Thomas u. Demmerling, Christoph, Grundprobleme der analytischen Sprachphilosophie, S. 48.

50 Russell, Bertrand, Die Philosophie des logischen Atomismus, S. 200.

51 Ebd.

52 Vgl., Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), Eigennamen, S. 12.

Eigennamen der gewöhnlichen Sprache nur abgekürzte Beschreibungen oder Kennzeichnungen. Zum anderen spielen diese gewöhnlichen Eigennamen semantisch nicht die Rolle von singulären Termini. Für Russell sind im logischen Sinne nur solche Ausdrücke Eigennamen, die für etwas verwendet werden mit dem der Sprecher bekannt ist, also etwa Demonstrativa.

Trotz dieses unterschiedlichen Ansatzes von Russell im Vergleich zu Frege kann man aber, wie auch Kripke das tut, durchaus beide zusammenfassen und in diesem Sinne von einem Frege-Russell Ansatz sprechen. Denn: „Frege and Russell both thought (...) that Mill was wrong in a very strong sense: really a proper name, properly used, simply was a definite description abbreviated or disguised.“⁵³

Wichtig anzumerken ist noch, dass es laut Kripke zwei Weisen gibt, wie man die auf dem Frege-Russell Ansatz aufbauenden Kennzeichnungstheorien (und auch die Bündeltheorien⁵⁴) betrachten kann: „One way of regarding it says that the cluster or the

53 Ebd.

54 Einige Philosophen haben die Theorie von Russell und Frege abgelehnt und sie durch die sogenannte Bündeltheorie („cluster concept theory“) ersetzt. Im Kern besagt diese Theorie in Abgrenzung zur Kennzeichnungstheorie, „that a name is associated, not with any particular description, but with a vague cluster of descriptions.“ (Lycan, William G., *Philosophy of Language, a Contemporary Introduction*, Routledge, New York u. London 2008², S. 38.) Ein Grund für diese Abänderung war ein Problem, das Frege selbst bereits formuliert hatte und quasi eine „Schwäche der Sprache“ ist: Es kann nämlich vorkommen, dass die Kennzeichnungen mit den Menschen, die sie treffen, (teilweise erheblich) differieren und damit können auch die Interpretationen eines Satzes variieren. Frege selbst sah dieses Problem nicht als gravierend an, denn „solange nur die Bedeutung dieselbe bleibt, lassen sich diese Schwankungen des Sinnes ertragen“ (Frege, Gottlob, *Über Sinn und Bedeutung*, S. 42, Fußnote 2.) In der Tat ist das allerdings (*durchaus auch für Frege, da dort ja auch die Referenz über einen solch schwankenden Sinn festgelegt wird*) ein größeres Problem, da sich Bedeutung und Referenz ändern können, wenn sich die assoziierten Kennzeichnungen ändern und für die meisten Eigennamen wie z. B. „Aristoteles“ gibt es einfach nicht *die eine* Kennzeichnung, mit der man auf Aristoteles verweisen könnte, sondern viele verschiedene. Einmal können verschiedene Sprecher verschiedene Kennzeichnungen mit dem Namen verbinden und sogar ein und derselbe Sprecher kann Probleme haben, *die eine* Kennzeichnung zu finden. Weitergeführt weisen diese Probleme auch auf Kripkes Modalargument gegen die Kennzeichnungstheorie hin: Man findet nicht *die eine* Kennzeichnung, weil Kennzeichnungen, die man gewöhnlich mit einem Namen verbindet, nur kontingente Eigenschaften des Objekts angeben. Der Ausweg aus (u.a.) dieser Problematik wurde von einigen Philosophen in der Bündeltheorie gesehen. Gemeinhin wird Ludwig Wittgenstein durch den § 79 seiner „*Philosophischen Untersuchungen*“ als Wegbereiter dieser Theorie angesehen, wenngleich natürlich „Wittgensteins übrige Äußerungen zur Bedeutung der Eigennamen verstreut [sind] und sich nicht durch Herausnahme eines abgegrenzten Textstücks dokumentieren [lassen].“ (Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), *Eigennamen*, S. 14.) Doch Wittgenstein grenzt sich in diesem Paragraphen von der Kennzeichnungstheorie ab, indem er zunächst schreibt, dass man nach Russell Folgendes sagen könne: „der Name „Moses“ kann durch verschiedene Beschreibungen definiert werden. (...) Aber wenn ich nun eine Aussage über Moses mache, - bin ich immer bereit, irgend *eine* [Hervorh. i. Orig.] dieser Beschreibungen für „Moses“ zu setzen?“ (Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*, aus: Wittgenstein, Ludwig, *Werkausgabe Band 1*, Suhrkamp,

single description actually gives the meaning of the name; (...) another view might be that even though the description in some sense doesn't give the *meaning* [Hervorh. i. Orig.] of the name, it is what *determines its reference* [Hervorh. i. Orig.]⁵⁵. Diese Trennung zwischen Bedeutungstheorien und Referenztheorien geht laut William G. Lycan auf Bertrand Russell und John Searle zurück.⁵⁶ Zum ersten Mal explizit vollzogen wurde aber die Trennung von Semantik und Referenz wohl von Willard Van Orman Quine in seinem berühmten Buch „Word and Object“ von 1960.⁵⁷ Die starke Version besagt also, dass die Kennzeichnung die Bedeutung und die Referenz des Namens wiedergibt, so dass bspw. der Name „Walter Scott“ synonym ist zu der Kennzeichnung „der Mann, für den das und das und das gilt“⁵⁸ und der Referent von „Walter Scott“ derjenige Gegenstand ist, der die Kennzeichnung als einziges erfüllt. Die schwache Variante dagegen besagt, dass lediglich die Referenz des Eigennamens über die Kennzeichnung festgelegt wird. Nach den obigen Erläuterungen zu der Theorie von Frege und Russell ist klar und auch Kripke sieht das so, dass Frege und Russell selbst die starke Variante, also die, welche eine Theorie der Bedeutung und der Referenz darstellt, vertreten.⁵⁹

Frankfurt am Main 1984, S. 284.) Und er kommt in seinem – für die „Philosophischen Untersuchungen“ üblichen – Fragestil zu einem anderen Schluss: „Ist es nicht so, daß ich sozusagen eine ganze Reihe von Stützen in Bereitschaft habe und bereit bin, mich auf eine zu stützen, wenn mir die andere entzogen werden sollte, und umgekehrt?“ (Ebd.) So scheint hier durch die „ganze Reihe von Stützen“, die für einen Eigennamen stehen, bereits die Idee der Bündeltheorie aufzutauchen. Der eigentliche „locus classicus“ dieser Theorie ist jedoch John Robert Searls Aufsatz „Proper Names“ von 1958. Für Searle besteht die Bedeutung von Eigennamen in einem Bündel von Kennzeichnungen, das der gewöhnliche Sprecher mit dem Namen assoziiert. Der Gegenstand muss dabei nicht alle Beschreibungen des Bündels erfüllen, sondern lediglich die „logische Summe“ (im logischen Sinne heißt das, dass das Bündel aus Beschreibungen besteht, die jeweils mit einem Adjunktoren miteinander verknüpft werden). Auch die Referenz des Eigennamens ist durch ein solches Bündel bestimmt, wobei auch hier lediglich hinreichend viele Beschreibungen dieses Bündels auf genau einen Gegenstand zutreffen müssen. (Vgl., <http://www.jstor.org/stable/2251108>, zuletzt aufgerufen am 09.03.15, Searle, John R., Proper Names, aus: Mind, New Series, Vol. 67, No. 266 vom April 1958, S. 166-173.) Anzumerken ist noch, dass man sowohl bei der schwachen als auch bei der starken Bündeltheorie davon sprechen kann, dass der Sinn quasi sozialisiert wird: „what determines the reference of 'Aristotle' is some roughly specified set of *community-wide* [Hervorh. i. Orig.] beliefs about Aristotle“ (Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 240.)

55 Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 32.

56 Vgl., Lycan, William G., Philosophy of Language, S. 53.

57 Vgl., Quine, Willard Van Orman, Word and object, M.I.T. Press, Cambridge 1973⁸.

58 Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 32.

59 Vgl., ebd., S. 53f.

II. Kripkes Hauptargument gegen den Frege-Russell Ansatz

a) Kripkes Terminologie aus „Naming and Necessity“

Um Kripkes Hauptargument gegen den Frege-Russell Ansatz zu skizzieren, ist es zunächst sinnvoll in Kripkes Terminologie in „Naming and Necessity“ einzuführen. „By a name here I will mean a proper name, i.e., the name of a person, a city, a country, etc.“⁶⁰ Kripke verwendet also den Terminus „Name“ im Sinne eines Eigennamens im gewöhnlichen Sprachgebrauch.⁶¹ Kennzeichnungen oder Beschreibungen („definite descriptions“) sind für ihn Ausdrücke der Form „der/das x, so dass ϕx “, also bspw. „der Mann, der Kennedy erschossen hat“.⁶² Wenn nun ein und nur ein Mann jemals Kennedy erschossen hat, so ist dieser Mann der Referent dieser Beschreibung. Der Referent der Beschreibung ist somit (im logischen Sinne)⁶³ derjenige, der diese Einzigkeitsklausel erfüllt, also derjenige Gegenstand, auf den die Kennzeichnung als einziges zutrifft.⁶⁴ Da unter dem Terminus „Name“ Kennzeichnungen nicht subsumiert werden, führt Kripke noch für Name und Kennzeichnung den Terminus „Designator“ („designator“) ein.⁶⁵ Ein Einschub muss abschließend noch gemacht werden: Nicht jeder Ausdruck der Form „der/das x, so dass ϕx “ wird im Deutschen immer als Beschreibung gebraucht und nicht als Name. Z.B.: „Heiliges Römisches Reich Deutscher Nationen“ oder „Vereinte Nationen“ sollte man, auch laut Kripke, als Namen betrachten, doch „such cases needn't necessarily bother us“⁶⁶, da diese keine gewöhnlichen Eigennamen sind. Kripke

60 Ebd., S. 24.

61 Im Folgenden wird deshalb unter „Name“ ebenfalls ein Eigenname im gewöhnlichen Sprachgebrauch verstanden und wenn in der Arbeit an manchen Stellen nur von Namen von Personen die Rede ist oder Beispiele nur von Namen für Personen handeln oder nur von dem Namen für ein Land etc., dann geschieht das nur aus Gründen der Vereinfachung. Die Ausführungen gelten immer für alle Eigennamen im gewöhnlichen Sprachgebrauch.

62 Vgl., ebd.

63 Vgl., ebd.

64 Gegen diese traditionelle Auffassung, die Referenz von Kennzeichnungen betreffend, gibt es einen bekannten Einwand von Keith Donnellan, den auch Kripke behandelt: Ein Sprecher könnte unter bestimmten Umständen eine Kennzeichnung dazu verwenden nicht auf den logischen Referenten dieser Beschreibung zu referieren, sondern auf einen anderen Gegenstand, was seiner Meinung nach der richtige Referent der Beschreibung ist, der es aber in Wirklichkeit eben nicht ist. (Vgl., ebd., S. 25.) Donnellan unterscheidet hier also zwischen intendierter bzw. Sprecher- und logischer bzw. semantischer Referenz von Kennzeichnungen. Laut Kripke haben aber Donnellans Bemerkungen über Referenz wenig mit Semantik und Wahrheitsbedingungen zu tun. Natürlich kann ein Sprecher auf etwas anderes referieren als auf den semantischen Referenten, wenn er geeignete falsche Meinungen hat, was bei Donnellans Einwand scheinbar der Fall ist. In Kripkes Sinn ist mit Referent aber der logische bzw. semantische Referent gemeint: „for a name, this is the thing named, for a description, the thing uniquely satisfying the description.“ (Vgl., ebd. S. 25, Fußnote 3.) Und da dies selbstverständlich unabhängig davon gilt, auf was der Sprecher referieren will, ist Donnellans Einwand nicht relevant für Kripkes Ausführungen.

65 Vgl., ebd.

66 Ebd., S. 27.

untersucht lediglich den üblichen Gebrauch von gewöhnlichen Eigennamen.

Kripke wirft den Philosophen seiner Zeit vor, dass u.a. die Termini „a priori“ und „notwendig“ „are often used as if *whether* [Hervorh. i. Orig.] there are things answering to these concepts is an interesting question, but we might as well regard them all as meaning the same thing.“⁶⁷ Kripke versucht hier klare begriffliche Trennungen zu ziehen. Er schlägt vor, dass ein Erkenntnissubjekt „knows something *a priori* [Hervorh. i. Orig.] or believes it true on the basis of *a priori* [Hervorh. i. Orig.] evidence.“⁶⁸ Es geht Kripke hierbei also um die Gründe etwas für wahr zu halten. Aber etwas a priori zu wissen bedeutet nicht, dass dies notwendigerweise nur a priori gewusst werden kann. Vielmehr ist es durchaus vorstellbar, dass die gleiche Erkenntnis von einer Person a priori und von einer anderen a posteriori gewusst werden kann. Andere Auffassungen, gerade vieler Philosophen zur Zeit vor „Naming and Necessity“, widersprechen dieser Sicht und definieren Apriorität Kripke zufolge so, „that if something belongs to the realm of *a priori* [Hervorh. i. Orig.] knowledge, it couldn't possibly be known empirically.“⁶⁹ Dass diese Ansichten jedoch nicht richtig sein können, erklärt Kripke durch das Beispiel der Primzahlberechnung eines Computers: Wir glauben auf Grund von a posteriorischer Evidenz in der Regel, dass das Ergebnis des Computers richtig ist, z.B. auf Grund der Konstruktion des Geräts. „Nevertheless, maybe this could be known *a priori* [Hervorh. i. Orig.] by someone who made the requisite calculations.“⁷⁰ So kann also etwas laut Kripke – und seine Definition lässt solche Fälle zu – von einigen a posteriori gewusst werden, das Gleiche jedoch von anderen a priori.

Zentral ist für Kripke die Trennung zwischen den Termini „a priori“, als einem Begriff der Erkenntnistheorie, und „notwendig“, als einem Begriff der Metaphysik.⁷¹ Diese zwei Begriffe werden allerdings, so lautet sein Vorwurf, oft einfach als klarerweise synonym verwendet.⁷² Wenn etwas notwendigerweise wahr ist, dann heißt das laut Kripke, dass die Welt in dieser Sicht nicht hätte anders sein können. Wenn die Welt anders hätte sein

67 Ebd., S. 34.

68 Ebd., S. 35.

69 Ebd.

70 Ebd.

71 Vgl., ebd., S. 35f. Kripke benutzt den Terminus „Metaphysik“ keinesfalls pejorativ wie ihn etwa die logischen Positivisten des Wiener Kreises verwendeten, für die der Begriff der Analytizität grundlegender war und die Notwendigkeit nur eine sprachliche Konvention darstellte.

72 Vgl., ebd., S. 35ff.

können, dann ist die Tatsache nur kontingent.⁷³ Dies hat aber beides nichts mit einer Erkenntnis von etwas zu tun. Für Kripkes Verwendung der Termini „notwendig“ und „kontingent“ spielen Intuitionen eine entscheidende Rolle. Kripke misst diesen auch allgemein einen hohen Stellenwert bei. Für ihn ist das Vorliegen von Intuitionen eine beweiskräftige Evidenz, ja sogar, in einem gewissen Sinne, die beweiskräftigste, die man für irgendetwas haben kann.⁷⁴ So befasst sich Kripke, entgegen der Meinung vieler Teile der Philosophie, auch mit intuitiven Begriffen der Notwendigkeit und der Kontingenz, definiert diese nicht streng und bleibt dadurch bewusst im Laufe von „Naming and Necessity“ auf der Ebene intuitiver Begriffe. Für den Terminus „kontingent“ bedeutet das für Kripke, dass „we think that some things, though they are in fact the case, might have been otherwise.“⁷⁵ Beispielsweise seine Vorträge auf denen das Buch basiert.⁷⁶ Es ist möglich, dass, obwohl Kripke die Vorträge de facto gehalten hat, er sie nicht hätte halten können. Somit ist es kontingenterweise und nicht notwendigerweise wahr, dass Kripke die Vorträge gehalten hat. Wenn wir uns aber keine *kontrafaktische Welt* vorstellen könnten, in der Kripke die Vorträge nicht gehalten hat, dann wäre es eben notwendigerweise wahr, dass er die Vorträge gehalten hat. Diese intuitiven Fragen nach Notwendigkeit oder Kontingenz sind dann nach Kripke metaphysische Fragen nach der Modalität. Eine ganz andere Frage betrifft das epistemische Feld, in diesem Beispiel die Frage, wie jemand erkennt, dass Kripke die Vorträge gehalten hat. Kripke bemüht hierfür zur Verdeutlichung das Beispiel der Goldbachschen Vermutung, nach der jede gerade Zahl, die größer als 2 ist, die Summe zweier Primzahlen ist. „This fact (...), if true, is verifiable by direct computation, and thus is necessary if the results of arithmetical computations are necessary.“⁷⁷ Wenn die Vermutung Goldbachs wahr ist, dann ist sie notwendigerweise wahr und wenn sie falsch ist, dann notwendigerweise falsch, weil wir uns keine andere kontrafaktische Welt vorstellen können.⁷⁸ Dabei ist noch nichts darüber gesagt, ob wir wissen, dass die

73 Vgl., ebd., S. 36.

74 Vgl., ebd., S. 42.

75 Ebd., S. 39, Fußnote 11.

76 Vgl., ebd.

77 Ebd.

78 Kripke vertritt hier, wie er selbst anmerkt (vgl., ebd.), die klassische Sicht der Mathematik, wonach in der mathematischen Realität entweder etwas wahr oder falsch ist. Im Intuitionismus in der Mathematik ist das bspw. anders. Das Verstehen einer mathematischen Aussage ist dort auf Grund der mentalen Konstruktionen zu erklären, die zu einem Beweis führen. „Der Beweis einer mathematischen Aussage, womit die Existenz eines Gegenstandes behauptet wird, muß demnach ein Verfahren liefern, um den Gegenstand zu konstruieren. Haben wir einen Beweis für eine Aussage p

Vermutung richtig ist oder nicht und somit ist folglich auch nichts darüber ausgesagt, ob jemand etwas a priori darüber weiß. Damit sind die Termini „notwendig“ und „a priori“ nicht synonym. Kripke argumentiert sogar, dass die zwei Termini nicht einmal koextensiv sind,⁷⁹ so dass es möglich ist von notwendigen Wahrheiten a posteriori zu sprechen, genauso wie von kontingenten Wahrheiten a priori, für die weiter unten ein Beispiel gegeben wird. Im Beispiel der Goldbachschen Vermutung handelt es sich – in jedem Fall für die meisten Menschen, da es u.U. vorstellbar ist, dass es tatsächlich einen Menschen geben mag, der es a priori weiß – im Falle ihrer Korrektheit, um eine notwendige Wahrheit a posteriori.

Über eine vertiefte Diskussion des Terminus „notwendig“ kommt Kripke schließlich zu den Termini „starrer Designator“ und „nicht starrer Designator“: „Let's call something a *rigid designator* [Hervorh. i. Orig.] if in every possible world it designates the same object, a *nonrigid* [Hervorh. i. Orig.] or *accidental designator* [Hervorh. i. Orig.] if that is not the case.“⁸⁰ Dabei ist es ist nicht relevant, ob die Gegenstände auch in allen möglichen Welten existieren, da man, wenn man von einer wesentlichen bzw. notwendigen Eigenschaft spricht, meint, dass sie auf einen Gegenstand in jedem Fall zutrifft, in dem er existiert hätte.⁸¹ Aus logischer Perspektive bedeutet das, dass seit Frege aus einer All-Aussage nicht unbedingt eine Existenzaussage folgt. „Man nennt dies eine *leererweise* [Hervorh. i. Orig.] wahre Allaussage.“⁸² Formal logisch ist also die Aussage $\forall x (P(x) \rightarrow Q(x))$ auch in solchen Welten wahr, in denen nichts $P(x)$ erfüllt, „weil es kein Ding gibt, welches das Antezedens erfüllt“⁸³ und der Wahrheitswert des Konsequenz für die Wahrheit der Aussage dadurch irrelevant wird. Wenn die Gegenstände allerdings in allen möglichen Welten notwendigerweise existieren, dann nennt Kripke die Designatoren, die diese Gegenstände in allen möglichen Welten

gegeben, so ist p behauptbar. Haben wir keinen Beweis, so folgt daraus nicht, daß p falsch ist.“ (Soldati, Gianfranco, Intuitionismus, aus: Metzler Philosophielexikon: Begriffe und Definitionen, hg.: Prechtel, Peter u. Burkard, Franz-Peter, J.B. Metzler, Stuttgart u. Weimar 1996, S. 245.). Dadurch wird das Prinzip, dass eine Aussage entweder wahr oder falsch ist, aufgegeben. Als Beispiel werden oft Aussagen über unendliche Bereiche aufgeführt, da es dort nicht anzunehmen ist, dass wir immer über einen Beweis verfügen. Nach dem Intuitionismus in der Mathematik würde man dort dann aber nicht davon sprechen, dass solche Aussagen falsch sind. Sie gelten als weder wahr noch falsch (vgl., ebd.).

79 Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 38.

80 Ebd., S. 48.

81 Vgl., ebd.

82 Barwise, Jon u. Etchemendy, John, Sprache, Beweis und Logik – Aussagen und Prädikatenlogik, mentis, Paderborn 2005, S.251.

83 Ebd.

bezeichnen, „streng-starre Designatoren“.⁸⁴

b) Mögliche Welten

Kripke benutzt hier, ebenso wie er dies auch bei der Trennung der Termini „notwendig“ und „a priori“ macht, für seine Unterscheidung von starren und nicht starren Designatoren den „apparatus of possible words (!)“⁸⁵, den er allerdings, was bereits die Bezeichnung „apparatus“ nahe legt, lediglich fictionalistisch bzw. instrumentalistisch interpretiert.⁸⁶ Für die Anwendung dieses Instruments der vielen Welten spielen Intuitionen die entscheidende Rolle, da wir uns intuitiv fragen, ob etwas einen Gegenstand in allen möglichen Welten bezeichnet. Nach William G. Lycan bietet Kripke einen intuitiven Test an, um herauszufinden, ob ein Designator rigide ist: „try the term in the sentence frame, „N might not have been N.““⁸⁷ Wenn die Einsetzung des Designators einen sinnvollen wahren Satz ergibt, dann ist „N“ ein nicht starrer Designator. Wenn die Einsetzung hingegen einen falschen Satz oder zumindest äußerst merkwürdigen Satz, bei dem man geneigt ist ihn als falsch zu bezeichnen,⁸⁸ ergibt, dann ist „N“ ein rigider Designator.

Dabei ist eine mögliche Welt aber für Kripke kein „distant country that we are coming across, or viewing through a telescope“⁸⁹, sondern eine „possible world is *given by the descriptive conditions we associate with it* [Hervorh. i. Orig.]“⁹⁰ Kripke vertritt hier eine Form des Konzeptualismus und grenzt sich vom naiven Realismus ab.⁹¹ „Don't ask: how can I identify this table in another possible world, except by its properties? I have the table in my hands, I can point to it, and when I ask whether *it* [Hervorh. i. Orig.] might have been in another room, I am talking, by definition, about *it* [Hervorh. i.

84 Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 48.

85 Ebd., Fußnote 15.

86 Vgl., ebd.

87 Lycan, William G., Philosophy of Language, S. 47.

88 Vgl., ebd., S. 48.

89 Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 44.

90 Ebd.

91 Konzeptualismus heißt die Richtung der Universalienlehre, nach welcher „die Allgemeinbegriffe (Universalien) kein allgemeines reales Korrelat haben. Daher existiert das Allgemeine als solches nicht außerhalb des Geistes in den Sachen („in re“), sondern ist primär begrifflicher Natur.“ (Srowig, Regina, Konzeptualismus, aus: Metzler Philosophielexikon: Begriffe und Definitionen, S. 274.) Der naive Realismus bezeichnet im Kern die gegenteilige Position, nämlich, dass abstrakte Gegenstände ein reales Korrelat haben.

Orig.].⁹² Die oftmals vertretene Auffassung, dass, um überhaupt das Instrument der möglichen Welten benutzen zu können, man zunächst qualitative notwendige und zusammen hinreichende Identitätskriterien dafür angeben müsste, dass der Tisch über den man in der möglichen Welt spricht auch derselbe ist, über den man in unserer Welt spricht, ist demnach laut Kripke der falsche Ansatz: „We can refer to the object and ask what might have happened to *it* [Hervorh. i. Orig.]. So, we do not begin with worlds (...), and then ask about criteria of transworld identification; on the contrary, we begin with the objects, which we *have* [Hervorh. i. Orig.], and can identify, in the actual world.“⁹³ Danach kann man, weil es, dadurch, dass wir die möglichen Welten festsetzen, klar ist, dass man in den möglichen Welten über denselben Gegenstand spricht, über den man auch in unserer Welt spricht, fragen, ob bestimmte Dinge des Gegenstandes in den anderen Welten auch anders hätten sein können. Wir nehmen also quasi den Referenten selbst, nicht die Beschreibung seiner Eigenschaften, in die mögliche Welt mit. Wenn diese Eigenschaften dann nicht anders hätten sein können (keine kontrafaktische Welt vorstellbar ist), dann kommen sie dem Gegenstand mit Notwendigkeit zu und sind damit essentielle bzw. notwendige Eigenschaften des Gegenstandes.

c) Eigennamen als rigide Designatoren

Kripkes These über Eigennamen ist nun folgende: „In these lectures, I will argue, intuitively, that proper names are rigid designators, for although the man (Nixon) might not have been the president, it is not the case that he might not have been Nixon“⁹⁴. So koppelt Kripke mit seinem Verständnis von starren Designatoren und möglichen Welten seine Theorie der Eigennamen an einen Essentialismus. Dieser Essentialismus wurde lange Zeit laut Kripke vor allem deshalb zurückgewiesen, weil man – und in seinen Augen auch richtigerweise – davon ausging, dass „the question of essential properties (...) is equivalent (...) to the question of 'identity across possible worlds'.“⁹⁵ Doch lag bei vielen anderen Ansätzen eben ein anderes und nach Kripke falsches Verständnis von möglichen Welten vor: „Suppose we have someone, Nixon, and there's another possible world where there is no one with all the properties Nixon has in the actual world. Which

92 Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 53.

93 Ebd., S. 53.

94 Ebd., S. 49.

95 Ebd. S. 42.

one of these other people, if any, is Nixon?“⁹⁶ Hier benötigt man klarerweise Identitätskriterien. Aber tatsächlich sind passende nicht zirkuläre notwendige und zusammen hinreichende Identitätsbedingungen sehr selten. Auch Kripke kennt nur einen Fall, in dem Identitätsbedingungen angegeben werden können, nämlich die Mathematik. Aber selbst da geschieht dies nur innerhalb einer möglichen Welt.⁹⁷ Die Frage nach Identitätskriterien scheint dem Verfasser ähnlich dem Theseus' Paradoxon gelagert zu sein und ist damit ebenso paradox. Der ältesten Überlieferung Plutarchs zu Folge werden nacheinander alle Planken eines Schiffes durch neue ersetzt und die Frage, ob dieses Schiff nun ein neues, und wenn ja, ab wann oder dasselbe sei, bleibt ungeklärt.⁹⁸

Mit Kripkes oben geschilderter Auffassung von anderen möglichen Welten, als von uns festgesetzten möglichen Welten, stellt sich dieses Problem nicht und von essentiellen Eigenschaften von Gegenständen zu sprechen ist damit nicht mehr unmöglich. Laut Kripke ist es so um einiges intuitiver davon auszugehen, dass Dinge notwendige und kontingente Eigenschaften haben als von einer Modalität *de dicto*. In diesem Sinne ist es also auch nicht mehr problematisch davon zu sprechen, dass wir mit „Nixon“ in jeder möglichen Welt über Nixon sprechen, weil Nixon notwendigerweise Nixon ist, dass aber auch Eigenschaften von Nixon nur kontingenterweise auf Nixon zutreffen mögen.

d) Das Modalargument gegen den Frege-Russell Ansatz

Kripke lehnt den Frege-Russell Ansatz ab. Er gibt für seine Argumentation gegen die Kennzeichnungstheorie zunächst ein Beispiel ohne Eigennamen, was aber analog zur Unterscheidung zwischen der Festlegung der Bedeutung und der Festlegung der Referenz von Eigennamen funktioniert: Per Definition wird festgelegt, dass ein Meter

96 Ebd.

97 Vgl., ebd., S. 43.

98 Nachdem also die Frage nach den Identitätskriterien mit notwendigen und zusammen hinreichenden Bedingungen über mögliche Welten hinweg nicht beantwortbar ist, lehnten viele Philosophen die Vorstellung von essentiellen Eigenschaften der Dinge selbst (Modalität *de re*) ab, weil die Identität von Gegenständen über alle mögliche Welten hinweg als unmöglich schien. Sie wandten sich im Kern der sogenannten *de dicto* Modalität zu, die besagt, dass Notwendigkeit oder Kontingenz beschreibungsrelativ sind. Ob ein Einzelgegenstand eine bestimmte Eigenschaft notwendigerweise oder kontingenterweise hat, hängt davon ab, wie er beschrieben ist. Letztere Auffassung, dass Modalität nämlich nur *de dicto* gilt, vertrat z. B. Willard Van Orman Quine. Kripke wendet sich mit seiner Auffassung explizit gegen Quine. Nach Kripke krankt diese Sicht eben an einem falschen Verständnis von möglichen Welten. Nur wenn man andere mögliche Welten als nicht von uns festgesetzte ansieht, ist es erforderlich unmögliche notwendige und zusammen hinreichende Identitätskriterien anzugeben.

die Länge von Stab S zu t_0 ist, wobei t_0 die bestimmte Zeit bei der Festlegung dieser Definition ist.⁹⁹ Diejenigen, die der Auffassung sind, dass alles, was man a priori weiß, auch notwendig ist, werden nun die Frage, ob die Aussage „Stab S ist zu t_0 ein Meter lang“ eine notwendige Wahrheit ist, bejahen, weil per Definition festgelegt wurde, dass der Stab zu t_0 ein Meter lang ist und wir bzw. zumindest derjenige, der das definiert hat, folglich a priori wissen bzw. weiß, dass der Stab zu t_0 ein Meter lang ist.¹⁰⁰

Doch ist diese Auffassung laut Kripke falsch. Es gibt nämlich eine mögliche Welt, in der der Stab S zu t_0 nicht ein Meter lang ist, z.B. dann, wenn zu t_0 Wärme auf diesen eingewirkt hätte. So ist die Aussage „Stab S ist zu t_0 ein Meter lang“ keine notwendige Wahrheit, wenngleich derjenige, der das Messsystem durch die Referenz von „ein Meter“ auf die Länge von S zu t_0 festgelegt hat, a priori weiß, dass der Stab S in unserer Welt zu t_0 einen Meter lang ist, da er es ja definiert hat. Die Aussage „Stab S ist zu t_0 ein Meter lang“ ist also ein Beispiel für kontingente Wahrheiten, die man a priori wissen kann.¹⁰¹

Für Kripkes Zwecke aus „Naming and Necessity“ ist diese Einsicht aber weniger wichtig als die Einsicht des Unterschiedes zwischen Definitionen, die eine Referenz festlegen und denen, die die Bedeutung, also ein Synonym, angeben: Durch die akzidentelle Eigenschaft der Länge des Stabes S zu t_0 legt man eigentlich nur die Referenz und nicht auch die Bedeutung von „ein Meter“ fest. Der Grund dafür besteht laut Kripke in dem intuitiven Unterschied zwischen „ein Meter“ und „die Länge S zu t_0 “. Gemäß Kripkes oben eingeführter Terminologie kann man sagen, dass „ein Meter“ ein starrer Designator ist, also keine kontrafaktische Situation denkbar ist, in der dieser Ausdruck nicht eine bestimmte Länge bezeichnet, die in unserer Welt die Länge des Stabes S zu t_0 sein mag. Aber die Länge des Stabes S zu t_0 muss nicht, wie oben gezeigt, in jeder möglichen Welt ein Meter sein, so dass der Ausdruck „die Länge S zu t_0 “ kein rigider Designator ist: „Die Länge S zu t_0 “ „does not designate anything rigidly. In some counterfactual situations the stick might have been longer and in some shorter, if various stresses and strains had been applied to it.“¹⁰² Da nun „ein Meter“ ein

99 Vgl., ebd., S. 54.

100Vgl., ebd., S. 54f.

101Vgl., ebd., S. 56.

102Ebd., S. 55.

rigider Designator ist, aber „die Länge S zu t_0 “ ein nicht rigider Designator, sind die beiden singulären Termini nicht synonym und damit gibt „die Länge S zu t_0 “ auch nicht die Bedeutung von „ein Meter“ wieder, sondern legt lediglich die Referenz von „ein Meter“ fest.

Ähnlich verhält es sich nun laut Kripke bei Eigennamen: „If the name *means the same* [Hervorh. i. Orig.] as that description or cluster of descriptions, it will not be a rigid designator.“¹⁰³ Der Eigenname wird dann nicht in jeder möglichen Welt denselben Gegenstand bezeichnen, „since other objects might have had the given properties in other possible worlds, unless (of course) we happened to use essential properties in our description.“¹⁰⁴ Das ist ein starkes Argument gegen die starke Version der Kennzeichnungstheorie, da Kripke dadurch gezeigt hat, dass, wenn die Bedeutung von Eigennamen in der jeweiligen Kennzeichnung besteht, es möglich ist, dass ein Eigenname nicht in allen möglichen Welten denselben Gegenstand bezeichnet, da Kennzeichnungen keine rigiden Designatoren sind und verschiedene Gegenstände bezeichnen können. So könnte bspw. „Aristoteles“, wenn er „der Mann, der die Nikkomachische Ethik verfasst hat“ bedeutet, einmal tatsächlich Aristoteles bezeichnen, aber in einer anderen möglichen Welt auch jemand beliebig anderen, da eine kontrafaktische Situation vorstellbar ist, in der Aristoteles nicht die Nikkomachische Ethik verfasst hat. Damit ist es aber denkbar, dass ein anderer Mann als Aristoteles in einer anderen möglichen Welt Aristoteles ist, was absolut unintuitiv ist. Niemand anderes als Aristoteles ist eben Aristoteles. Wenn wir uns kontrafaktische Situationen vorstellen, in denen wir davon ausgehen, dass Aristoteles nicht die Nikkomachische Ethik verfasst hat, dann benutzen wir hierbei trotzdem den Namen „Aristoteles“ und beziehen uns damit auch immer auf Aristoteles, weil der Name ein rigider Designator ist. Dabei ist es irrelevant, dass Aristoteles auch anders als „Aristoteles“ hätte heißen können. Wir gehen von unserer Welt aus, in der Aristoteles „Aristoteles“ heißt und fragen uns dann, was in kontrafaktischen Situationen mit Aristoteles hätte geschehen können. Wie weiter oben bei Kripkes Diskussion des Konzeptes der möglichen Welten bereits festgestellt: Wir setzen die möglichen Welten fest und nehmen den Referenten des Namens mit.

103Ebd., S. 57.

104Ebd.

Kripkes Hauptargument gegen die starke Kennzeichnungstheorie lässt sich also wie folgt formalisieren:

1. Eigennamen sind starre Designatoren
 2. Gewöhnliche Kennzeichnungen, die nicht zufällig wesentliche Eigenschaften eines Gegenstandes bestimmen und die der gewöhnliche Sprecher mit dem Namen verbindet, sind keine starren Designatoren
-

Also: Eigennamen sind nicht synonym mit gewöhnlichen Kennzeichnungen

Und wenn Eigennamen nicht synonym mit gewöhnlichen Kennzeichnungen sind, dann können diese auch nicht die Bedeutung von Namen angeben. Dieses Argument ist als das sogenannte Modalargument gegen die Kennzeichnungstheorie bekannt geworden, da es auf den unterschiedlichen modalen Eigenschaften von Namen als rigiden Designatoren und Kennzeichnungen als nicht rigiden Designatoren beruht. Auf Grund dieser unterschiedlichen modalen Eigenschaften können Namen nicht mit Kennzeichnungen synonym sein und diese damit nicht die Bedeutung von Eigennamen angeben. Hier wird auch der Zusammenhang zwischen Kripkes Befürwortung einer Modalität *de re* und seiner Konzeption möglicher Welten, sowie der darauf aufbauenden Einführung der Termini „rigider Designator“ und „nicht rigider Designator“ verständlich. Das Modalargument gegen die Kennzeichnungstheorie baut auf diesen Überlegungen Kripkes auf.

Doch auch wenn die Kennzeichnungstheorie keine korrekte Bedeutungstheorie für Eigennamen ist, können Kennzeichnungen in manchen Fällen die Referenz von Namen sinnvoll festlegen. Denn, wenn „we merely use the description to *fix the referent* [Hervorh. i. Orig.] then that man will be the referent of 'Aristotle' in all possible worlds.“¹⁰⁵ Die Beschreibung hatte dann nur den Zweck, den Gegenstand herauszugreifen, auf den man referieren möchte. Doch auch bei dieser schwachen Variante der Kennzeichnungstheorie gibt es Probleme, nämlich bei der Analyse von singulären Existenzaussagen und Identitätsaussagen zwischen Namen: Angenommen wir wollen die negative Existenzaussage¹⁰⁶ „Moses hat nicht existiert“ analysieren und

¹⁰⁵Ebd.

¹⁰⁶Die hier aufgeworfene Problematik bei der Analyse negativer Existenzaussagen trifft ebenso auf positive Existenzaussagen zu, weshalb es zu einem Problem für singuläre Existenzaussagen im Allgemeinen wird.

der Referent von „Moses“ wird durch die Kennzeichnung „der Mann, der die Israeliten aus Ägypten geführt hat“ starr festgelegt. Da die Kennzeichnung nicht die Bedeutung von „Moses“ festlegt, kann man diese singuläre Existenzaussage nicht dadurch analysieren, dass man sagt, sie bedeute dann, dass niemand die Israeliten aus Ägypten geführt hätte, denn selbst wenn dies niemand getan haben sollte, folgt daraus, wenn diese Kennzeichnung nur den Referenten des Namens festlegt, nicht, dass Moses nicht existiert hat.¹⁰⁷ Er könnte trotzdem existiert haben, aber mit den Israeliten gar nichts zu tun gehabt haben: „That doesn't in itself mean that in such a possible world Moses wouldn't have existed.“¹⁰⁸

Ein Beispiel für problematische Identitätsaussagen zwischen Namen wäre „Tullius ist Cicero“ mit den Kennzeichnungen „Autor von *de oratore*“ für „Tullius“ und „der, der Catilina der Verschwörung anklagte“ für „Cicero“. Nach der starken Kennzeichnungstheorie würde die Identitätsaussage bedeuten, dass die Person, die „de oratore“ geschrieben hat, dieselbe ist, die Catilina der Verschwörung anklagte (also Marcus Tullius Cicero). Nach der schwachen Kennzeichnungstheorie kann man diese Identitätsaussage nicht so analysieren. Denn selbst wenn jemand in einer möglichen Welt „de oratore“ geschrieben hat und jemand Catilina der Verschwörung angeklagt hat, folgt daraus nicht, wenn die Kennzeichnungen nur die Referenten von „Tullius“ und „Cicero“ festlegen, dass diese Person Marcus Tullius Cicero war. Marcus Tullius Cicero hätte in dieser möglichen Welt niemals „de oratore“ schreiben können und hätte niemals Konsul werden können. So müssen also beide Varianten eines Frege-Russell Ansatzes, nämlich sowohl die starke als auch die schwache Kennzeichnungstheorie, aufgegeben werden.

III. Kripkes Auffassungen über die Referenz von Eigennamen

a) Das gewöhnliche Bild

Kripke vertritt im Kern eine kausal-historische Auffassung der Referenz von Eigennamen: Zunächst findet zur Festlegung der Referenz eine Art Taufe statt.¹⁰⁹ Dabei wird der Name dem Gegenstand zugeordnet. Diese erste Festlegung der Referenz des

¹⁰⁷Vgl., ebd.

¹⁰⁸Ebd., S. 58.

¹⁰⁹Vgl., ebd., S. 96.

Namens geschieht entweder durch eine „demonstrative Lokalisierung oder manchmal auch durch Beschreibungen“¹¹⁰.¹¹¹ Nach dieser Taufe wird die Referenz des Namens auf den Gegenstand von Sprecher zu Sprecher weitergegeben, wobei „the receiver of the name must (...) intend when he learns it to use it with the same reference as the man from whom he heard it“¹¹² und es entsteht eine Kommunikationskette. In dem Fall, in dem Beschreibungen ursprünglich die Referenz des Namens festgelegt haben, verlieren diese hierdurch ihre Relevanz und hatten also lediglich die Funktion den Namen dem Gegenstand zuzuordnen. So ist letztendlich der Gegenstand der Referent des Namens, der ursprünglich darauf getauft wurde.¹¹³ Wenn also Sprecher A den Namen „Aristoteles“ benutzt, referiert er auf den Gegenstand, der als erstes Aristoteles getauft wurde. Ein Sprecher, der in einiger Entfernung zum Taufakt des Gegenstandes den Namen verwendet und damit den Namensträger nicht kennt, kann damit „den Namen kraft dessen, daß er Mitglied einer Sprachgemeinschaft ist, die eine Kette aufgebaut hat, die bis zu dem Gegenstand selbst zurückführt, sinnvoll verwenden.“¹¹⁴ Für Kripke ist dabei lediglich das Vorliegen einer Kommunikationskette entscheidend, nicht das Wissen des Sprechers davon oder dessen Meinung über die Quelle seiner Referenz.¹¹⁵ Dadurch kann bei Kripke nicht die Kommunikationskette abbrechen (und dadurch keine Bezugnahme mehr möglich sein), weil der Sprecher seine Quelle der Referenz des Namens auf den Gegenstand vergessen hat oder eine falsche Bezugnahme stattfindet, weil sich der Sprecher seiner Quelle falsch erinnert.¹¹⁶ Einzig die faktische Existenz der Kommunikationskette ist entscheidend für die Bezugnahme des Namens auf den Gegenstand.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass in der Regel die Festlegung der Referenz eines Eigennamens bei der Taufe durch eine demonstrative Lokalisierung bestimmt

110Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), Eigennamen, S. 25.

111Kripke erwähnt in „Naming and Necessity“ noch die Möglichkeit einer dritten Art der Taufe, die er aber nicht weiter ausführt. (Vgl. Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 97.)

112Kripke, Saul A., ebd., S. 96.

113Vgl., Blume, Thomas u. Demmerling, Christoph, Grundprobleme der analytischen Sprachphilosophie, S. 193.

114Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), Eigennamen, S. 26.

115Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 92f.

116Dies ist beispielsweise bei Strawson problematisch, der in einer Fußnote von „Individuals“ ebenfalls eine Kausalketten Auffassung andeutet, (Vgl., Strawson, Peter F., Individuals – An Essay in Descriptive Metaphysics, University Paperbacks Methuen, London 1974⁵, S. 182, Fußnote 1.) da er verlangt, dass der Sprecher wissen muss, von wem er die Referenz des von ihm verwendeten Namens übernommen hat.

wird, so dass eine Person bei der Geburt einen Namen erhält und dieser Name dann benutzt wird, um sich auf diese Person zu beziehen. Diese Referenz des Namens auf die Person wird dann in einer Kausalkette von Sprechern weitergegeben, so dass sich jeder Sprecher, der zukünftig diesen Namen verwendet damit über die Kommunikationskette auf die ursprünglich so getaufte Person bezieht. Die Fixierung der Referenz eines Namens auf einen Gegenstand bei der Taufe kann nach Kripke zunächst aber auch einen semantischen Aspekt haben, insofern, als dass diese Fixierung der Referenz auch durch eine Kennzeichnung geschehen kann. Dieser Aspekt wird aber danach durch die Weitergabe der Referenz über die Kausalkette von Sprechern irrelevant. Lediglich der pragmatische Aspekt, nämlich die faktische Existenz einer solchen Kausalkette, ist relevant.¹¹⁷ Die Bedeutung eines Namens liegt hier also in seiner Referenz zu einem Gegenstand und deren Weitergabe über eine Kausalkette von Sprechern bis zu dem aktuellen Sprecher. Dabei wird hier nicht die gleiche Auffassung einer direkten Referenz a la Mill vertreten, da die Kausalkette der Sprechergemeinschaft und die jeweilige Weitergabe der Referenz des Namens auf den Gegenstand mit der gleichen Intention, wodurch ein mentaler Faktor ins Spiel kommt, wichtig sind. Die Anlehnung an Mill ist dennoch offensichtlich: Die Bedeutung eines Eigennamens wird nicht indirekt über Kennzeichnungen, sondern (bei Kripke eben „nur relativ direkt“, weil mittels Sprechergemeinschaft und auf Grund des mentalen Faktors) direkt über die Referenz des Namens auf den Gegenstand festgelegt. Kripke liefert so ein grundsätzlich anderes Bild der Bedeutung von Eigennamen als ein Frege-Russell Ansatz. Es sind nun noch einige Anmerkungen zu Kripkes Auffassungen wichtig.

b) Referenzfestlegung über definite Kennzeichnungen

Es gibt Fälle, in denen die Referenz von Namen rigide über definite Kennzeichnungen in einem konventionellen Akt festgelegt und diese Referenz in der Kausalkette weitergegeben wird, so dass es einen in der Sprechergemeinschaft – in der Hinsicht von mit den Namen assoziierten Kennzeichnungen – geteilten Sinn der Namen gibt. „Hesperus“ und „Phosphorus“ und „Jack the Ripper“ sind Beispiele für diese Ansicht

¹¹⁷Hier wird deutlich, dass Kripke ein Anhänger einer strikten Trennung von Semantik und Pragmatik ist. Dies ist eine Auffassung, die allerdings in der aktuellen philosophischen Diskussion einigen schwerwiegenden Einwänden ausgesetzt ist, so dass es scheint, dass eine derart strikte Trennung nicht haltbar ist. Eine detaillierte Diskussion dieses Problems kann in dieser Arbeit nicht geleistet werden.

Kripkes.¹¹⁸ D.h. aber nicht, dass in diesen Fällen die Beschreibung Teil der Bedeutung des Namens ist.¹¹⁹ Wenn sich die Planetenlaufbahnen ändern würden, dann ist eine kontrafaktische Welt vorstellbar, in der die mit „Hesperus“ assoziierte Kennzeichnung „der Himmelskörper, der abends an einer bestimmten Position am Himmel zu sehen ist“ nicht mehr von Hesperus, d.h. von der Venus, sondern von einem anderen Planeten erfüllt wird, z.B. von Saturn. Damit ist es auch hier denkbar, wenn die Kennzeichnung die Bedeutung des Namens festlegt, dass in dieser möglichen Welt nicht mehr Hesperus Hesperus ist, sondern Saturn Hesperus.¹²⁰ D.h., dass Kripke in den zu „Hesperus“ - „Phosphorus“ ähnlichen Fällen nur davon ausgeht, dass die Referenz des Namens über eine Beschreibung rigide festgelegt wird und in der Sprechergemeinschaft weitergegeben wird, so dass es in diesem Sinn (und in epistemischer Hinsicht) einen von der Sprechergemeinschaft geteilten Sinn des Namens gibt. Die Namen bleiben (in metaphysischer Hinsicht) weiter in Kripkes Sinne rigide Designatoren, da Hesperus notwendigerweise Hesperus ist. Wenn wir also annehmen würden, dass Hesperus nicht der Himmelskörper ist, der abends an einer bestimmten Position am Himmel zu sehen ist, dann nehmen wir das von Hesperus an. Da die Namen dabei also weiter, obwohl die Referenz über Beschreibungen rigide festgelegt wird, rigide Designatoren sind und damit in jeder möglichen Welt denselben Gegenstand bezeichnen, kann das bei der schwachen Kennzeichnungstheorie angesprochene Probleme der Analyse einer Identitätsaussage zwischen solchen Namen nicht entstehen, obwohl die Art der Referenzfixierung und der Bezugnahme dem Bild der schwachen Kennzeichnungstheorie stark ähnelt.

Da für Kripke Namen also immer rigide Designatoren sind, sind für ihn Identitätsaussagen zwischen ihnen auch immer notwendige Wahrheiten.¹²¹ Das bedeutet allerdings nicht, dass diese Aussagen auch a priori gewusst werden, denn Kripke unterscheidet ja gerade epistemische strikt von metaphysischen Fragen. Nicht zu wissen, dass Hesperus Phosphorus ist, bedeutet eben nicht, dass es, sofern Hesperus Phosphorus ist, nicht notwendigerweise wahr ist, dass Hesperus Phosphorus ist. Der

118Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 58f.

119Vgl., ebd., S. 57f.

120Bzw. möglich, dass in dieser Welt nicht mehr Hesperus die Venus ist oder, dass Venus die Venus ist, sondern, dass Saturn die Venus ist.

121Vgl., ebd., S. 102f.

Satz „Hesperus ist Phosphorus“ kann in diesem Sinne notwendigerweise und a posteriori wahr sein.

Weiterhin muss angemerkt werden, dass in Kripkes Auffassung der Begriff der Referenz nicht eliminiert wird, wie Kripke selbst anmerkt. Im Gegenteil, „it takes the notion of intending to use the same reference as a given.“¹²² Der Begriff der Referenz wird als irreduzibel beibehalten. Dadurch wendet er sich gegen die Idee Robert Nozicks, die er in einer Fußnote von „Naming and Necessity“ kurz behandelt und im Kern darin besteht, eine Referenztheorie von Namen zu entwerfen, die ohne den Begriff der Referenz auskommt.^{123,124}

Die vierte Anmerkung betrifft gewissermaßen Kausalketten der falschen Art: Kripke schreibt, dass „of course not every sort of causal chain reaching from me to a certain man will do for me to make a reference.“¹²⁵ Sein Beispiel ist „Santa Claus“. Es mag eine Kausalkette zurück bis zu einer historischen Figur geben, aber Kinder, die heute diesen Namen verwenden, referieren wohl eher nicht auf diese Figur,¹²⁶ sondern vermutlich auf den fiktiven Weihnachts-Charakter, der angeblich dafür sorgt, dass sie einmal im Jahr im Winter Geschenke erhalten. Kripke deutet in einem Klammersatz an, dass es in solchen Fällen sein könnte, dass an einem gewissen Punkt der Kausalkette ein Sprecher nicht intendierte (oder zumindest es de facto nicht tat) den Namen mit der gleichen Referenz zu verwenden wie die Person, von der er den Namen gelernt hat.¹²⁷ Es läge in solchen Fällen also evtl. eine Art Referenzwandel oder eher ein Referenzbruch vor. Eine detaillierte Lösung für dieses von ihm selbst aufgeworfene Problem, bietet Kripke allerdings nicht an.¹²⁸

122Ebd., S. 97.

123Vgl., ebd. S. 88, Fußnote 38.

124Michael Devitt führt diesen Gedanken in seinem 1981 erschienenen Buch „Designation“, das sich dem Kerngedanken einer kausal-historischen Auffassung der Bedeutung von Eigennamen nach Kripke explizit anschließt, weiter und entwirft eine rigorose physikalistische Kausalkonzipierung der Referenz von Eigennamen. Die Auffassung Kripkes aus „Naming and Necessity“ ist dabei an sich kein reiner Physikalismus, da ja ein mentaler Faktor im Spiel ist. (Vgl., Devitt, Michael, Designation, Columbia University Press, New York 1981.)

125Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 93.

126Ebd.

127Vgl., ebd., S. 96.

128Vgl., Lycan, William G., Philosophy of Language, S. 56.

Dies sollte man allerdings nicht wirklich als Vorwurf an Kripke richten, weil, und das ist die fünfte Anmerkung, er in „Naming and Necessity“ deutlich hervorhebt, dass er keine Theorie liefern möchte, sondern „just a *better picture* [Hervorh. i. Orig.] than the picture presented by the received views“¹²⁹ skizzieren will.¹³⁰

Zudem sollte noch einmal unterstrichen werden, dass Kripkes in „Naming and Necessity“ entwickelte Skizze einer kausal-historischen Auffassung der Eigennamen genau genommen eine Skizze einer Theorie der Referenz ist und Namen für Kripke keine eigene Bedeutung haben (außer, wie weiter unten detaillierter geschildert wird, manche Namen in gewisser Hinsicht in epistemischen Kontexten), sondern nur für einen Gegenstand stehen, wobei Kripke explizit Mill folgt,¹³¹ nach dem Namen ja keine Konnotation, sondern lediglich eine Denotation besitzen. Kripke vertritt jedoch keinen strikten Millianismus, obwohl viele Philosophen, die sich explizit an Kripkes Auffassungen angeschlossen haben, versucht haben Kripke so zu interpretieren. Die oben geschilderten Einschränkungen machen deutlich, dass Kripkes Auffassung aus „Naming and Necessity“ nur eine starke millianistische Tendenz aufweist.

Als letztes und, weil für die Belange dieser Arbeit ausreichend, nur skizzenhaft, sei auf Kripkes Ausweitung seiner Auffassungen über Eigennamen auf Termini für natürliche Arten hingewiesen. Was diese Termini betrifft widerspricht Kripke in „Naming and Necessity“ Mill explizit: „The present view, directly reversing Frege and Russell, (more or less) *endorses* Mill's view of *singular* terms, but *disputes* his view of *general* [Alle Hervorh. i. Orig.] terms.“¹³² Termini für natürliche Arten haben für Kripke „a greater kinship with proper names than is generally realized.“¹³³ Sie sind ebenfalls rigide Designatoren und „some version of the Causal-Historical Theory characterizes their referring use.“¹³⁴ Wissenschaftliche Entdeckungen, die natürliche Phänomene betreffen, sind so notwendige Wahrheiten in jeder möglichen Welt.

129Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 93.

130Deshalb spricht der Verfasser auch ganz bewusst lediglich von der kausal-historischen Auffassung der Bedeutung von Eigennamen nach Kripke.

131Vgl., Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Wolf, Ursula (Hg.), Eigennamen, S. 23f.

132Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 135.

133Ebd., S. 134.

134Lycan, William G., Philosophy of language, S. 59.

C. „A Puzzle About Belief“

I. Kontextualisierung des Problems

a) Struktur des Artikels

Kripke gliedert seinen Artikel in vier Abschnitte. Im ersten Abschnitt „Preliminaries: Substitutivity“ erläutert Kripke den theoretischen Hintergrund des Rätsels dahingehend, dass er das Problem der Substitutivität *salva veritate* von kodesignativen Eigennamen¹³⁵ in Überzeugungskontexten diskutiert sowie einige seiner Auffassungen aus „Naming and Necessity“ anreißt. Im zweiten Abschnitt „Preliminaries: Some General Principles“ untersucht Kripke unsere übliche Praxis der Zuschreibung von Überzeugungen und gelangt zu Prinzipien, die diese voraussetzt. Im dritten Abschnitt „The Puzzle“ entwickelt Kripke schließlich das Kernstück des Aufsatzes, nämlich das Rätsel um Pierres Überzeugungen und diskutiert dieses. Den Abschluss von „A Puzzle About Belief“ bildet der vierte Abschnitt „Conclusion“. Er ist weder lediglich eine kurze Zusammenfassung des Gesagten noch die Skizze einer Lösung des Rätsels. Vielmehr ist er eine Sammlung von Anmerkungen Kripkes und eine Klärung möglicher Missverständnisse.

b) Das Substitutivitätsproblem kodesignativer Eigennamen

Wie oben dargelegt, entwickelte Kripke in „Naming and Necessity“ „a view of proper names *closer in many ways* [Hervorh. d. Verf.] to the old Millian paradigm of naming than to the Fregean tradition which probably was dominant until recently“¹³⁶, nämlich bis zur Erscheinung von „Naming and Necessity“. Ein Millianismus bezogen auf Eigennamen wirft aber ein weitreichendes Problem auf: Wenn der Millianismus korrekt ist, dann müssen unterschiedliche Namen der gleichen Entität überall dort, wo die Sätze bis auf die jeweilige Verwendung eines dieser Namen gleich sind, nicht nur *salva veritate*, also ohne Änderung des Wahrheitswertes des Satzes, in dem sie vorkommen, austauschbar sein.¹³⁷ Sie müssten sogar *salva significatione*, also ohne Änderung des Sinnes des Satzes, in dem sie vorkommen, austauschbar sein: „The proposition

135Das sind unterschiedliche Eigennamen, die dieselbe Entität bezeichnen.

136Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 239.

137Das ist die gängige Interpretation Mills. Allerdings gibt es auch Philosophen, die Mill so lesen, dass er nicht eine universelle Substitutivität kodesignativer Namen fordert. (Vgl. dazu Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 20) Kripke bezieht sich hier auf einen Aufsatz von Michael Lockwood. (Vgl., Lockwood, Michael, On Predicating Proper Names, The Philosophical Review, Band 84, Ausgabe 4, Oktober 1975, S. 471-498.)

expressed by a sentence should remain the same no matter what name of the object it uses.“¹³⁸ Denn wenn ein Name keine eigene Bedeutung hat, sondern lediglich seinen Referenten bezeichnet, dann trägt er zu dem Wahrheitswert und der Bedeutung eines Satzes nichts anderes bei, als dass er für eine Entität steht, auf die sich mittels dieses Namens bezogen wird. In diesem Sinne müssten so kodesignative Namen in allen – bis auf die Verwendung eines der Namen identischen – ¹³⁹ Sätzen austauschbar *salva veritate* und *salva significatione* sein.¹⁴⁰ Das heißt sie müssten ohne Veränderung des Wahrheitswertes oder der Bedeutung des Satzes substituiert werden können - weshalb man dieses Problem auch das „Substitutivitätsproblem“¹⁴¹, hier bezogen auf kodesignative Eigennamen, nennt.

Zunächst gilt dies, unter Rückgriff auf Quines Beispiel aus „Reference And Modality“, nicht für Namen in der Metasprache:¹⁴² Die Wahrheitswerte der Sätze „Cicero“ hat sechs Buchstaben“ und „Tullius“ hat sechs Buchstaben“ unterscheiden sich, da der erste wahr und der zweite falsch ist, obwohl beide Namen dieselbe Person bezeichnen. Doch tritt diese Problematik auch in der Objektsprache auf: Wenn der Millianismus korrekt ist, dann müssen auch, um Kripkes Beispiele aufzugreifen, die Sätze „Cicero was lazy“ und „Tully was lazy“ den gleichen Wahrheitswert haben sowie die gleiche Proposition ausdrücken und ebenso müssten die Sätze „Cicero admired Tully“, „Tully admired Cicero“, „Cicero admired Cicero“ und „Tully admired Cicero“ die gleiche Bedeutung, also den gleichen propositionalen Gehalt und die gleichen Wahrheitswerte haben.¹⁴³ Dies müsste dann ebenso für intensionale Kontexte¹⁴⁴, also auch für modale und epistemische Kontexte, unter die auch Überzeugungskontexte fallen, also

138Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 240.

139Im Folgenden wird dieser Zusatz manchmal implizit vorausgesetzt. Er wird also in den Fällen, in denen die Austauschbarkeit von kodesignativen Eigennamen diskutiert wird, nicht immer explizit erwähnt werden.

140Im Folgenden wird gezeigt, dass die Austauschbarkeit *salva veritate* von kodesignativen Eigennamen nicht gilt. Damit gilt a fortiori auch immer die Austauschbarkeit kodesignativer Eigennamen *salva significatione* nicht. Es wird deshalb darauf verzichtet dies explizit darzulegen.

141Das oben geschilderte Rätsel Freges (das „Puzzle About Identity“) ähnelt dem klassischen Substitutivitätsproblem und den von Kripke behandelten Problemen, die auf diesem aufbauen, sehr stark. Lycan nennt Kripkes Vorgehen deshalb „a variation on the Substitutivity puzzle“ (Lycan, William G., Philosophy of Language, Fußnote 4 von Kapitel 4, S. 193.) Eine genaue Analyse der Verhältnisse der Rätsel untereinander kann hier nicht geleistet werden.

142Vgl., Quine, William Van Orman, Reference And Modality, aus: From A Logical Point Of View, Harvard UP, Cambridge, Massachusetts 1971³, S. 139-159, hier S. 139.

143Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 241.

144Vgl., Metschl, Ulrich, Intensionaler Kontext, aus: Prechtel, Peter u. Burkard, Franz-Peter, Metzler Philosophie Lexikon-Begriffe und Definitionen, J.B. Metzler, Stuttgart u. Weimar 1996, S. 240.

intensionale Kontexte, die durch die Verwendung sprachlicher Ausdrücke der Überzeugung, wie „meinen“ oder „glauben“, erzeugt werden, gelten. Denn auch der propositionale Gehalt von Sätzen mit intensionalen Kontexten hängt nur von der Proposition des Satzes ab und nicht davon, wie eine Überzeugung oder eine notwendige oder kontingente Wahrheit oder Falschheit ausgedrückt wird. Kodesignative Eigennamen müssen also, insofern der Millianismus korrekt ist, in modalen und epistemischen Kontexten austauschbar *salva veritate* und *salva significatione* sein.

Bei definiten Kennzeichnungen ist dies nicht der Fall, was insofern von großer Bedeutung ist, als dass dadurch ein Frege-Russell Ansatz, wie weiter unten geschildert, nicht zur Folge hat, dass kodesignative Namen austauschbar *salva veritate* in Überzeugungskontexten sein müssen, weil dort mindestens die Referenz von Eigennamen ja über definite Kennzeichnungen festgelegt wird: „It is well known that substitution of coreferential descriptions in simple sentences (without operators), on any reasonable conception of 'content,' *can* [Hervorh. i. Orig.] alter the content of such a sentence.“¹⁴⁵ Die beiden kodesignativen definiten Kennzeichnungen, gesetzt dem Fall, dass Jones Lieblingsnummer gerade ist, „The smallest prime is even“ und „Jone's favorite number is even“ haben einen unterschiedlichen modalen Wert:¹⁴⁶ Die erste drückt eine notwendige Wahrheit aus, wogegen die zweite eine kontingente Wahrheit ausdrückt, weil es vorstellbar ist, dass in einer anderen möglichen Welt Jones Lieblingszahl nicht gerade ist. So haben also die zwei Sätze „It is necessary that the smallest prime is even“ und „It is necessary that Jone's favorite number is even“ unterschiedliche Wahrheitswerte – der erste ist wahr, der zweite falsch – und damit sind kodesignative definite Kennzeichnungen „*not interchangeable salva veritate* [beide Hervorh. i. Orig.] in modal contexts“¹⁴⁷.

Das gleiche gilt für epistemische Kontexte: „Jones believes that the man who denounced Catiline was bald“ und „Jones believes that his favorite Latin author was bald“ können unterschiedliche Wahrheitswerte besitzen, obwohl beide definiten Kennzeichnungen dieselbe Person bezeichnen – gesetzt dem Fall, dass Jones

145Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 241.

146Vgl., ebd.

147Ebd.

lateinischer Lieblingsautor tatsächlich Cicero ist –, da die zwei Sätze eine unterschiedliche Proposition ausdrücken und so Jones glauben kann, dass der Mann, der Catilina angeklagt hat, eine Glatze hatte und also der erste Satz wahr ist, und nicht glauben kann, dass sein lateinischer Lieblingsautor eine Glatze hatte und also der zweite Satz falsch ist. Deshalb kommt Kripke zu dem Schluss, dass „in all such contexts, the strict Millian seems to be committed to saying that codesignative names, but not codesignative descriptions, are interchangeable *salva veritate* [Hervorh. i. Orig.]“¹⁴⁸

c) Der Frege-Russell Ansatz und das Substitutivitätsproblem

Die geschilderten Implikationen des Millianismus werden nun als falsch angesehen.¹⁴⁹ Zuerst in Bezug auf modale Kontexte: Hier kann sich der modale Wert des Satzes ändern, wenn kodesignative Namen ausgetauscht werden. So wurde argumentiert, dass z.B.: „Hesperus ist Hesperus“ notwendigerweise wahr, aber „Hesperus ist Phosphorus“ kontingenterweise wahr ist, weil letzteres eine empirische Entdeckung ist. Ebenso scheint die Millsche Folgerung der Austauschbarkeit kodesignativer Namen *salva veritate* in epistemischen Kontexten falsch zu sein. Auch hier scheint sich der Wahrheitswert eines Satzes zu ändern, wenn man einen Namen mit einem Namen austauscht, der dieselbe Entität bezeichnet: Der Satz „Tom glaubt, dass Cicero Catilina denunziert hat“ mag wahr sein, wohingegen der Satz „Tom glaubt, dass Tullius Catilina denunziert hat“ gleichzeitig falsch sein kann. Dass Tom nicht glaubt, dass Tullius Catilina verraten hat, obgleich er davon überzeugt ist, dass Cicero Catilina verraten hat, ist dabei „compatible with his status as a normal English speaker who satisfies normal criteria for using both 'Cicero' and 'Tully' as names for the famed Roman (without knowing that 'Cicero' and 'Tully' name the same person).“¹⁵⁰ So scheint es, dass man Namen, die dasselbe bezeichnen, in epistemischen Kontexten, im Beispiel in einem Überzeugungskontext, nicht *salva veritate* austauschen kann und damit der Millianismus falsch ist.

Zudem scheint dieses Beispiel nahezu legen, dass die zwei Sätze „Cicero hat Catilina denunziert“ und „Tullius hat Catilina denunziert“ einen unterschiedlichen

148Ebd.

149Vgl., ebd., S. 242.

150Ebd., S. 243.

propositionalen Gehalt haben. Denn, so Kripke: „How else can Tom believe one and deny the other?“¹⁵¹ Doch dieser unterschiedliche propositionale Gehalt, ebenso wie die empirische Entdeckung im obigen Beispiel, die mit dem Satz „Hesperus ist Phosphorus“ ausgedrückt wird, kann augenscheinlich nur mit einem unterschiedlichen Sinn der jeweiligen kodesignativen Eigennamen erklärt werden, da in den Überzeugungssätzen der Rest der Sätze ja identisch ist und der Satz „Hesperus ist Phosphorus“ sonst eine analytische Wahrheit ausdrücken würde und damit keine empirische Entdeckung. Dies wiederum scheint bei Eigennamen in Überzeugungskontexten und in modalen Kontexten einen klassischen Frege-Russell Ansatz nahezulegen, da dieser den Eigennamen, im Gegensatz zum Millianismus, mittels definiter Kennzeichnungen, eine eigene Bedeutung bzw. im Fregeanischen Sinne einen eigenen Sinn zuschreibt.

Ein Sprecher A, der mit „Cicero“ „Der Autor von ‚de oratore‘“ assoziiert und mit „Tullius“ „der Mann, der Catilina angeklagt hat“ und nicht weiß, dass dieselbe Person beide Kennzeichnungen erfüllt, stimmt so dem Satz „Cicero ist Tullius“ gerechtfertigterweise nicht zu.¹⁵² Bei Person B ist dies nun der Fall, weil die Kennzeichnungen die sie mit den Namen assoziiert, die aber völlig unterschiedlich sein können zu denen, die Person A mit den Namen assoziiert, ebenfalls nicht übereinstimmen und sie nicht weiß, dass sie auf dieselbe Entität zutreffen usw.: „Is this not what actually occurs whenever someone's expressed beliefs fail to be indifferent to interchange of 'Tully' and 'Cicero'?“¹⁵³

Und auch umgekehrt scheint der Frege-Russell Ansatz die Situation des Sprechers plausibel zu analysieren:¹⁵⁴ Wenn nun ein Sprecher die gleichen Kennzeichnungen mit „Cicero“ und „Tullius“ assoziiert, würde er nämlich scheinbar die zwei Namen austauschbar gebrauchen, ebenso Sprecher B. Allerdings kann er dies eben durchaus auf Grund unterschiedlicher identifizierender Beschreibungen, die er den beiden Namen zuschreibt, tun. So scheint es, dass als Begründung für die Nichtaustauschbarkeit bzw. Austauschbarkeit von Namen in intensionalen Kontexten der klassische Frege-Russell Ansatz oder eine darauf basierende starke Kennzeichnungstheorie, also die Ansicht,

151Ebd.

152Vgl., S. 244.

153Ebd., S. 245.

154Vgl., ebd.

dass Namen einen von Sprecher zu Sprecher unterschiedlichen Sinn, abhängig von den jeweils mit ihnen assoziierten identifizierenden Beschreibungen, haben, der richtige ist.

Allerdings hat Kripke in „Naming and Necessity“ stichhaltige Argumente gegen den klassischen Frege-Russell Ansatz aufgestellt, insbesondere sein Modalargument. Demnach müssen kodesignative Eigennamen auch in modalen Kontexten, da sie in jeder möglichen Welt die gleiche Entität bezeichnen, austauschbar *salva veritate* sein.

Die Ansicht, dass der Sinn eines Namens von Sprecher zu Sprecher variiert, kann jedoch damit verbunden werden, dass Namen rigide Designatoren sind. So ergibt sich eine Art schwacher Kennzeichnungstheorie, die besagt, dass die Kennzeichnungen zur Referenzfestlegung benutzt werden, aber sie nicht synonym mit dem Namen sind, sondern die Namen in jeder möglichen Welt dieselbe Entität bezeichnen. Allerdings wirft auch die schwache Kennzeichnungstheorie Probleme auf, die Kripke in „Naming and Necessity“ ausgearbeitet hat. Auf der Basis dieser Argumente fragt Kripke in „A Puzzle About Belief“ zunächst, ob es tatsächlich so klar ist „that failure of interchangeability in belief contexts implies some difference of sense?“¹⁵⁵

Doch auch wenn es also auf der Basis von „Naming and Necessity“ schon zweifelhaft ist, dass eine schwache Kennzeichnungstheorie eine sinnvolle Lösung des Substitutivitätsproblems darstellt, weil sie selbst gravierende Mängel aufweist, skizziert Kripke nun ein Argument dagegen, dass die schwache Kennzeichnungstheorie überhaupt sinnvoll zur Lösung des Substitutivitätsproblems herangezogen werden kann:

Die Hauptthese ist, dass „the view under consideration does not in fact account for the phenomena it seeks to explain.“¹⁵⁶ Bereits in „Naming and Necessity“ hatte Kripke darauf hingewiesen, dass nur die wenigsten Sprecher mit Namen wie „Cicero“ oder „Tullius“ definite Kennzeichnungen verbinden. Viele mögen mit „Cicero“ lediglich einen berühmten römischen Redner verbinden, genauso mit „Tullius“ oder vielleicht sogar noch nie von Tullius gehört haben: „Such people do not assign 'senses' of the usual type to the names that uniquely identify the referent (even though they use the

¹⁵⁵Ebd., S. 246.

¹⁵⁶Ebd.

names with a determinate reference).¹⁵⁷ Die meisten Sprecher assoziieren also, wenn überhaupt, keine definiten Kennzeichnungen mit Namen, die die Referenz dahingehend festlegen, dass die Entität, die eine solche Kennzeichnung als einzige erfüllt, der Referent des Namens ist, obwohl sie die Namen mit einer bestimmten Referenz und meistens ja auch richtig verwenden. Die schwache Kennzeichnungstheorie entspricht so nicht der lebensweltlichen Praxis. Denn die normalen Sprecher assoziieren indefinite Kennzeichnungen mit Namen, wie sie zum Beispiel mit „Cicero“ und mit „Tullius“ die indefinite Kennzeichnung „ein berühmter römischer Redner“ verbinden. Diese indefiniten Kennzeichnungen, in gewisser Hinsicht der Sinn des Namens, mögen sogar identisch sein und dennoch kann der normale Sprecher fragen, ob es sich bei Cicero und Tullius um denselben römischen Redner handelt.¹⁵⁸ Die Antwort auf diese Frage kann er hierbei nicht allein auf Grund des Sinnes der Namen kennen, da es sich eben nicht um definite Kennzeichnungen handelt, die eine einzige Entität herausgreifen. So verstanden kann der Sprecher also den Satz „Cicero ist Tullius“ gerechtfertigterweise verneinen. Das bedeutet, dass es nicht sein kann, dass immer, wenn zwei kodesignative Namen in Überzeugungskontexten nicht austauschbar sind, der Fehler durch einen unterschiedlichen Sinn der Namen, also durch von Sprecher zu Sprecher unterschiedliche mit dem Namen assoziierten, definiten Kennzeichnungen, die den Referenten des Namens eindeutig festlegen, analysiert werden kann. Ein Frege-Russell Ansatz, bzw. die betrachtete schwache Kennzeichnungstheorie, erklärt nicht die Un austauschbarkeit von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten. „The apparent failure of codesignative names to be interchangeable in belief contexts remains a mystery, but the mystery no longer seems so clearly to argue for a Fregean view as against a Millian one.“¹⁵⁹

In gewisser Weise steckt man nach den obigen Ausführungen in einem Dilemma: „On the one hand, we concluded that the failure of 'Cicero' and 'Tully' to be interchangeable *salva veritate* [Hervorh. i. Orig.] in contexts of propositional attitudes was by no means explicable in terms of different 'senses' of the two names.“¹⁶⁰ Ein Frege-Russell Ansatz, egal ob als schwache oder starke Kennzeichnungstheorie, ist also nicht die richtige

157Ebd.

158Vgl., ebd.

159Ebd., S. 247.

160Ebd.

Antwort auf das Problem der Substitutivität. Auf der anderen Seite scheint auch weiter das klassische Argument gegen das Substitutivitätsprinzip kodesignativer Eigennamen und gegen einen Millianismus zu gelten: „If reference is *all there is* [Hervorh. i. Orig.] to naming, what semantic difference can there be between 'Cicero' and 'Tully'?“¹⁶¹ Wenn es – dem Millianismus folgend – keine semantische Differenz zwischen diesen Namen gibt, dann müssen Sätze, die sich nur durch die Verwendung eines anderen kodesignativen Namens unterscheiden, denselben propositionalen Gehalt haben. „How, then, can anyone believe that Cicero was bald, yet doubt or disbelieve that Tully was?“¹⁶² Wenn der Millianismus korrekt ist, dann müssten kodesignative Namen in Überzeugungskontexten eben *salva veritate* austauschbar sein. Doch, da ein normaler Sprecher, der nicht weiß, dass Cicero mit Tullius identisch ist, gerechtfertigterweise glauben kann, dass Cicero eine Glatze hatte, aber Tullius nicht, sind kodesignative Namen in Überzeugungskontexten eben nicht *salva veritate* austauschbar. Dies ist ein *Reductio-ad-Absurdum* Argument.¹⁶³ Ein normaler Sprecher kann dem Satz „Cicero hatte eine Glatze“ zustimmen und ebenso dem Satz „Tullius hatte keine Glatze“. Daraus folgt (mittels des weiter unten dargestellten schwachen Disquotationsprinzips), dass der Sprecher glaubt, dass Cicero eine Glatze hatte und dass Tullius keine Glatze hatte. Das Substitutivitätsprinzip für kodesignative Namen in Überzeugungskontexten würde nun, auf der Basis eines Millianismus, dazu führen, dass der Sprecher in der geschilderten Situation sich widersprechende Überzeugungen hat und als rationaler Sprecher darauf schließen können müsste, dass eine der beiden Überzeugungen falsch ist. Dies ist eine absurde Folgerung, denn tatsächlich sind diese Überzeugungen des Sprechers, wenn er nicht weiß, dass Cicero mit Tullius identisch ist, absolut gerechtfertigt. Es müssten in der Tat in einer solchen Situation sogar Gründe des Sprechers dafür aufgeführt werden, dass eine der Überzeugungen falsch sein muss. Ansonsten wäre er nicht gerechtfertigt diesen Schluss zu ziehen. So scheint es „that such a substitutivity principle must be incorrect.“¹⁶⁴ Und da die Substitutivität kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten fallen gelassen werden muss, muss auch ein Millianismus bezogen auf Eigennamen fallen gelassen werden, da dieser das Substitutivitätsprinzip impliziert.

161Ebd.

162Ebd.

163Vgl., S. 251.

164Ebd.

d)Prinzipien hinter dem Argument gegen die Substitutivität

Kripke untersucht nun genauer, warum ein normaler Sprecher gerechtfertigterweise – ohne sich einer logischen Inkonsistenz schuldig zu machen – glauben kann, dass z.B. Cicero eine Glatze hatte, Tullius aber nicht.¹⁶⁵ Vorausgesetzt ist in diesem Zusammenhang zunächst, dass der normale Sprecher „Cicero“ standardmäßig, also als Namen für einen berühmten römischen Redner, verwendet. Des Weiteren ist hier das „disquotational principle“ vorausgesetzt, das die ernsthafte Zustimmung eines Sprechers zu einem Satz mit der damit einhergehenden Überzeugung des Sprechers verbindet. Kripke unterscheidet ein schwaches und ein starkes „Zitatilungsprinzip“.

Das schwache stellt er wie folgt auf: *„If a normal English speaker, on reflection, sincerley assents to 'p,' then he believes that p.* [Hervorh. i. Orig.]“^{166,167} Zwei Anmerkungen sind für dieses Prinzip noch relevant: Selbst, wenn dieses Prinzip mit Gegenbeispielen konfrontiert werden kann, wovon Kripke überzeugt ist, weil es noch weiterer Ausführungen bedarf, betrifft keine dieser Veränderungen die Verwendungsweise des Prinzips in „A Puzzle About Belief“, da hier lediglich die intendierte Richtung relevant ist und „taken in its obvious intent, after all, the principle appears to be a self-evident truth.“^{168,169}

165Vgl., ebd., S. 248ff.

166Ebd., S. 249.

167Der Zweck dieses Prinzips besteht nach Kripke darin, dass es oft benutzt werden kann „as a test for disbelief, provided the subject is a speaker with the modicum of logicity needed so that, at least after appropriate reflection, he does not hold simultaneously beliefs that are straightforward contradictions of each other – of the forms 'p' and '~p.'“ (Ebd., S. 250) Kripke macht noch detailliertere Ausführungen zu diesem schwachen Prinzip der Zitatilung: (Vgl., ebd., S. 248f.) „P“ wird dabei, sowohl innerhalb als auch außerhalb der Zitationszeichen, durch jeden wohlformulierten Englischen Satz ersetzt. Ein solcher Satz darf nicht indexikalische oder pronomiale Ausdrücke oder Ambiguitäten enthalten. „Normal speaker“ meint, dass der Sprecher alle Wörter, darunter auch mögliche Eigennamen, standardmäßig und syntaktisch korrekt verwendet. „On reflection“ soll solche Fälle ausschließen, in denen der Sprecher durch eine unbedachte Verwendung der Wörter etwas ausdrückt, was er eigentlich gar nicht meint. „Sincerley“ soll mögliche ironische Verwendungsweisen der Wörter oder eine Verwendung der Wörter in lügnerischer Absicht etc. ausschließen.

168Ebd., S. 249.

169Auch die Folgenden Prinzipien scheint Kripke als selbst-evident zu betrachten. Zumindest bezeichnet er sie als „apparently so obvious“. (Vgl., ebd., S. 253.) Ebenso weist Kripke noch darauf hin, dass ebenfalls alle von ihm in Kapitel II aufgestellten Prinzipien auch anders formuliert werden können, solange der intendierte Kern, also die Ermöglichung des Übergangs von einer ernsthaften und reflektierten Zustimmung eines Sprechers in Sprache X zu Satz „Y“ hin dazu, dass er glaubt, und dies muss entweder in Sprache X oder in Sprache Z ausgedrückt werden können, dass Y, erhalten bleibt. (Vgl., ebd., S. 254.)

Das starke Disquotationsprinzip stellt Kripke als Bikonditional auf: „*A normal English speaker who is not reticent will be disposed to sincere reflective assent to 'p' if and only if he believes that p.* [Hervorh. i. Orig.]“¹⁷⁰ Dieses Bikonditional verstärkt das Prinzip dahingehend, dass eine Nichtzustimmung nun auch darauf schließen lässt, dass der Sprecher eine entsprechende Überzeugung nicht hat. Wenn der Sprecher also bspw. dem Satz „Siegen ist eine aufregende Stadt“ nicht zustimmt, dann glaubt der Sprecher nicht, dass Siegen eine aufregende Stadt ist.¹⁷¹

So aufgestellt bezieht sich das Disquotationsprinzip nur auf die vom Sprecher verwendete Sprache, in Kripkes Beispielen Englisch. „But of course we ordinarily allow ourselves to draw conclusions, stated in English, about the beliefs of speakers of any language“¹⁷². Um dies zu gewährleisten begeht Kripke einen Dreischritt: Zunächst soll das Disquotationsprinzip, das er bisher auf Englisch und für englische Sätze aufgestellt hat, auf dieselbe Weise in Französisch, Deutsch etc. aufgestellt werden, so dass es für französische, deutsche etc. Sätze gilt. Dann stellt er sein „principle of translation“ auf: „*If a sentence of one language expresses a truth in that language, then any translation of it into any other language also expresses a truth (in that other language).* [Hervorh. i.

170Ebd., S. 249.

171In Fußnote 23 eröffnet Kripke noch einen interessanten Fall: „What if a speaker assents to a sentence, but fails to assent to a synonymous assertion?“ (Ebd., Fußnote 23, S. 276.) In so einem Fall kann man das Disquotationsprinzip nicht anwenden, da der Sprecher offensichtlich von p und $\sim p$ Überzeugt ist, was er „on reflective“ nicht sein dürfte. Dies ist allerdings ein anderer Fall als die Meinung, dass Cicero eine Glatze hatte, aber Tullius nicht, denn „there need be *no* [Hervorh. i. Orig.] grounds to suppose that he is under *any* [Hervorh. i. Orig.] linguistic or conceptual confusion.“ (Ebd.) Der Sprecher kann gerechtfertigterweise eine solche Meinung haben und sie vertreten, da er nicht wissen können muss, dass Cicero mit Tullius identisch ist. „Cicero“ und „Tullius“ sind in diesem Sinne keine Synonyme, sondern nur kodesignative Ausdrücke.

In „A Puzzle About Belief“ benutzt Kripke das starke Disquotationsprinzip zweimal: Einmal um zu zeigen, dass unter Verwendung dieses Prinzips die Widerlegung des Substitutivitätsprinzip mit dem klassischen Reductio-Ad Absurdum Argument noch stärker ist, weil die Absurdität bzw. der Widerspruch in diesem Argument größer ist. (Vgl., ebd., S. 253) Das andere Mal zeigt Kripke, dass die vierte logisch-mögliche Lösung des Pierre-Rätsels (Vgl., S. 48f. dieser Arbeit) ebenfalls unter Verwendung dieses Prinzips einen noch stärkeren Widerspruch darstellt als unter Verwendung lediglich des schwachen Disquotationsprinzips. In beiden Fällen hängt der Widerspruch nicht von zwei Meinungen des Sprechers ab, sondern ergibt sich qua starkem Disquotationsprinzip aus einer Meinung, die der Sprecher hat und zugleich nicht hat. Ein solcher Widerspruch ist stärker, weil er auf einer sich selbst widersprechenden Meinung beruht, die so auch für andere Personen als den Sprecher offensichtlich einen Widerspruch darstellt, wohingegen der andere Widerspruch sich sozusagen nur in dem Meinungssystem des Sprechers ergibt, so dass Kripke den stärkeren Widerspruch wie folgt begründet: „The contradiction would no longer be in [the speaker's] [Anmerkung des Verfassers] beliefs but in our own.“ (Ebd.) Da das starke Disquotationsprinzip sonst keine entscheidenden Auswirkungen auf die Aussagen aus „A Puzzle About Belief“ hat, wurde im Folgenden auf eine detaillierte Darstellung verzichtet.

172Ebd., S. 250.

Orig.]^{173,174} Ein Beispiel verdeutlicht Kripkes Vorgehensweise: Peter stimmt dem Satz „Snow is white“ zu. Auf Grund des schwachen Disquotationsprinzips können wir nun folgern, dass der Satz „Peter believes that snow is white“ wahr ist und durch Anwendung des Übersetzungsprinzips ebenfalls folgern, dass der Satz „Peter glaubt, dass Schnee weiß ist“ wahr ist. Kripke tilgt nun ebenfalls den, in seinem Übersetzungsprinzip und im vom Verfasser gegebenen Beispiel noch vorhandenen, Begriff der Wahrheit. In Fußnote 26¹⁷⁵ merkt er dabei an, dass er hier implizit eine Form des Disquotationsprinzips der Wahrheit nach Tarski verwendet, dies aber im Text bei der impliziten Verwendung belassen wird und darüber keine weiteren Ausführungen machen will.¹⁷⁶ Am Ende erhält Kripke so aus der ursprünglichen Zustimmung Peters zu

173Ebd.

174Da die vorliegende Arbeit auf Deutsch verfasst ist, Kripke aber „A Puzzle About Belief“ auf Englisch geschrieben hat, wird im Laufe dieser Arbeit immer wieder implizit von dem Übersetzungsprinzip von Englisch auf Deutsch oder von (für Kripkes französische Beispielsätze) Französisch auf Deutsch Gebrauch gemacht. Dies ändert inhaltlich nichts an der Argumentation, weist aber den Vorteil auf, näher an Kripkes Arbeit zu sein.

175Vgl., ebd., Fußnote 26, S. 277.

176Allerdings weist Tarski selbst auf die Grenzen einer solchen Elimination hin. Um das zu klären zunächst eine andere Anmerkung: Inwieweit Tarskis Konzeption von Wahrheit auch eine Disquotationstheorie der Wahrheit ist, ist heftig umstritten. Tarskis berühmtes Schema W, also X ist wahr dann und nur dann, wenn p, wobei „p“ für einen beliebigen Satz und „X“ für einen Namen des selben Satzes steht, ist im strengen Sinne keine Definition von „Wahrheit“ (Vgl., Schantz, Richard, Wahrheit, Referenz und Realismus-Eine Studie zur Sprachphilosophie und Metaphysik, de Gruyter Berlin u. New York 1996, S. 34.), sondern wie Tarski selbst betont, ist jede Äquivalenz der Form W lediglich eine Teildefinition des Ausdrucks „wahr“: „It should be emphasized that neither the expression (T) itself (...) nor any particular instance of the form (T) can be regarded as a definition of truth. We can only say that every equivalence of the form (T) obtained by replacing 'p' by a particular sentence, and 'X' by a name of this sentence, may be considered a partial definition of truth, which explains wherein the truth of this one individual sentence consists.“ (Tarski, Alfred, The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics, aus: Givant, Steven R. u. McKenzie, Ralph N. (Hg.), Alfred Tarski-Collected Papers, Birkhäuser, Basel, Boston, Stuttgart 1986, Band 2, 1935-1944, S. 661-699, hier S. 668.) Letztlich gelangt Tarski im Kern über den Begriff der Erfüllung zu seiner Wahrheitsdefinition. Für diese Anmerkung genügt aber, Tarskis Schema W und dessen mögliche Auswirkungen auf eine Disquotationstheorie der Wahrheit, zu betrachten. Auf der einen Seite weist Tarski selbst daraufhin, dass man „wahr“ wegen der Äquivalenzen W eliminieren kann: „We have seen that this conception [Tarskis Konzeption von Wahrheit] [Anmerkung des Verfassers] essentially consists in regarding the sentence “X is true“ as equivalent to the sentence denoted by 'X' (...). Consequently, the term “true“ when occurring in a simple sentence of the form “X is true“ [Alle Hervorh. i. Orig.] can easily be eliminated, and the sentence itself, which belongs to the meta-language, can be replaced by an equivalent sentence of the object-language;“ (Ebd., S. 682.) Auf der anderen Seite weist er aber auch auf die Grenzen einer solchen Elimination in seiner Konzeption hin: „But the matter is not quite so simple. (...) It [die Elimination des Wahrheitsbegriffes] [Anmerkung des Verfassers] cannot be done in the case of universal statements which express the fact that all sentences of a certain type are true, or that all true sentences have a certain property.“ (Ebd., S. 683.) Bei dem Satz „All consequences of true sentences are true“ (Vgl., ebd.) kann der Wahrheitsbegriff mit Tarskis Konzeption demnach nicht so einfach eliminiert werden, weil man ja gerade etwas über wahre Sätze aussagt. Ebenso weist Tarski daraufhin, dass bei Sätzen wie „The first sentence written by Plato is true“ (Vgl., ebd.) der Wahrheitsbegriff nicht so einfach zu eliminieren ist, weil man den Satz nicht rekonstruieren kann, denn woher soll man wissen, welchen Satz Platon als erstes geschrieben hat? „Der erste Satz, den Platon geschrieben hat, ist wahr“, gdw. der erste Satz, den Platon geschrieben hat,

dem Satz „Snow is white“, unter Verwendung des Disquotationsprinzips, des Übersetzungsprinzips und einer Form des Disquotationsprinzips der Wahrheit nach Tarski, dass Peter glaubt, dass Schnee weiß ist. Auf diese Weise nun kommt man nach Kripke von Sätzen in Normalsprache X zu Überzeugungen, die in jeder beliebigen Sprache geäußert werden können.¹⁷⁷

In gewisser Hinsicht gibt es auch ein Übersetzungsprinzip, wenn man nur eine Sprache betrachtet: „As Quine pointed out, to regard others as speaking the same language as I is in a sense tacitly to assume a *homophonic* [Hervorh. i. Orig.] translation of their language into my own.“^{178,179} Wenn ich also von Peters Zustimmung zu dem Satz „Schnee ist weiß“, über das schwache Disquotationsprinzip darauf schließe, dass Peter glaubt, dass Schnee weiß ist, verwende ich hier implizit das Prinzip der homophonen Übersetzung, da ich Peters Idiolekt in meinen überführe. Denn Peter stimmt zwar dem Satz „Schnee ist weiß“ zu, aber ich schließe darauf und sage in meinem Idiolekt, dass Peter glaubt, dass Schnee weiß ist.

wahr ist, also bspw. gdw. Schnee weiß ist, falls Platons erster geschriebener Satz „Schnee ist weiß“ wahr ist, so nicht verifizierbar. Richard Schantz schließt daraus, dass Tarski „zumindest kein Disquotationalist im strengen Sinn“ (Vgl., Schantz, Richard, Wahrheit, Referenz und Realismus, S. 44.) ist. Außerdem zeigen diese zwei Grenzfälle der Elimination des Wahrheitsbegriffes auch, dass die von Kripke implizit verwendete Form des Disquotationsprinzips für Wahrheit nach Tarski ebenfalls (mindestens) nicht für die zwei oben genannten Fälle funktioniert. *Dieses Problem bei der Disquotation des Wahrheitsbegriffes wirft allerdings keine grundlegenden Probleme für das von Kripke später, unter Verwendung der Prinzipien der schwachen Disquotation, der Übersetzung und der (impliziten Verwendung) des Disquotationsprinzips der Wahrheit nach Tarski, aufgestellt Rätsel auf, da dies zwar dann nicht, zumindest auf Kripkes Art, für die zwei oben genannten Fälle funktioniert, aber für alle anderen Fälle natürlich noch immer ein Rätsel bleibt.* Abschließend sei noch angemerkt, dass es ebenfalls heftig umstritten ist, ob Tarski mit seiner Wahrheitsdefinition ein Disquotationalist im schwachen Sinne ist, d.h. ob nach ihm, wie für die meisten heutigen Deflationisten, der Wahrheitsbegriff „ein epistemologisch und metaphysisch völlig neutraler Begriff“ (Ebd., S. 46) ist. Auf der einen Seite scheint Tarski hier Gewährsmann zu sein: Er stellt fest, dass seine Definition von „Wahrheit“ nichts über die Bedingungen aussagt unter denen ein Satz geäußert werden kann und wir so „may accept the semantic conception of truth without giving up any epistemological attitude we may have had; we may remain naive realists, critical realists or idealists, empiricists or metaphysicians – whatever we were before. *The semantic conception is completely neutral toward all these issues.* [Hervorh. d. Verfassers]“ (Tarski, Alfred, The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics, S. 686.) Auf der anderen Seite, wie u.a. Richard Schantz herausarbeitet, versteht Tarski selbst seine Theorie „als eine Präzisierung der Korrespondenztheorie der Wahrheit“ (Schantz, Richard, Wahrheit, Referenz und Realismus, S. 47) und auch der für Tarskis Wahrheitsdefinition, wie oben bereits kurz angerissen, entscheidende Begriff der Erfüllung scheint eine solche Lesart der Tarskischen Wahrheitstheorie zu unterstützen. (Vgl., ebd.).

177Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 250.

178Ebd., S. 251.

179Zu Quine vgl. u.a., Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität, aus: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität und andere Schriften, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003, S. 43-84, hier S. 62f.

Kripke hat, wie oben dargelegt, bereits gezeigt, dass das Problem der Substitutivität nicht einen Frege-Russell Ansatz plausibilisiert. Im Folgenden zeigt er nun, unter Rückgriff auf die Prinzipien der schwachen Disquotation und der homophonen Übersetzung, dass das klassische Reductio-ad-Absurdum Argument gegen die Austauschbarkeit von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten auch nicht aufgestellt werden kann, wenn man den klassischen Frege-Russell Ansatz für eine schwache oder starke Kennzeichnungstheorie zu Grunde legt:¹⁸⁰ Wenn Jones dem Satz „Cicero was bald, but Tully was not“ zustimmt, dann kann Kripke, wenn der Frege-Russell Ansatz korrekt ist, nicht qua schwachem Disquotionsprinzip auf (1) „Jones believes, that Cicero was bald but Tully was not“ schließen, denn Kripke und Jones werden, solange sie nicht mit allen Namen denselben Sinn verbinden, keinen gemeinsamen Idiolekt haben. Auch kann Kripke nicht die Prinzipien der schwachen Disquotation und der homophonen Übersetzung kombinieren, um auf (1) zu kommen, weil, wenn beide nicht denselben Idiolekt haben, natürlich auch nicht das Prinzip der homophonen Übersetzung gilt. Wenn also zwei Sprecher, den Frege-Russell Ansatz vorausgesetzt, einen unterschiedlichen Sinn mit den in Überzeugungskontexten vorkommenden kodesignativen Namen verbinden, und in obigem Beispiel ist das der Fall, da für Kripke „Cicero“ und „Tullius“ keinen unterschiedlichen Sinn aufweisen und er folglich dem Satz „Cicero was bald but Tully was not“ nicht zustimmt, wohingegen Jones eben diesem Satz zustimmt und damit mindestens ein Name für ihn scheinbar einen unterschiedlichen Sinn aufweist als für Kripke,¹⁸¹ dann werden die Namen von den zwei Sprechern auf unterschiedliche Weise verwendet. Deshalb gilt weder das Prinzip der homophonen Übersetzung noch das schwache Disquotionsprinzip, weil auch dort ein Übergang stattfindet von Jones Zustimmung zu Sätzen und der Zuschreibung der entsprechenden Überzeugungen durch einen anderen Sprecher und dieser Übergang nur funktioniert, wenn die Namen auf die gleiche Weise verwendet werden. So kann man also mit dem Frege-Russell Ansatz das klassische Argument gegen die Substitutivität von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten nicht aufstellen und das „though the example, and the ensuing negative verdict on

¹⁸⁰Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 251f.

¹⁸¹Vgl., ebd., S. 252.

substitutivity, has often been thought to support Frege and Russell!¹⁸² Auch in dieser Hinsicht kann also das klassische Reductio-Ad-Absurdum Argument gegen die Substitutivität kodesignativer Eigennamen keinen Frege-Russell Ansatz plausibilisieren.

Allerdings kann Jones, auch, wenn der Frege-Russell Ansatz zu Grunde gelegt wird, qua schwachem Disquotationsprinzip in seinem eigenen Idiolekt Satz (2) „I believe that Cicero was bald but Tully was not.“ äußern,¹⁸³ da ja hier dann keine Differenz im Idiolekt vorliegt. Deshalb kann ein anderer Sprecher als Jones, ungeachtet dessen, ob er einen gleichen Sinn mit den Namen assoziiert, oder nicht, auch schließen, dass Satz (2) eine Wahrheit in Jones Idiolekt ausdrückt. Ebenso kann ein anderer Sprecher, wenn er den von Jones mit den Namen assoziierten Sinn herausgefunden hat, zwei Namen „X“ und „Y“ mit diesem Sinn in seinen eigenen Idiolekt einführen.¹⁸⁴ Diese Namen sind dann aber natürlich nicht identisch mit „Cicero“ und „Tully“, da diese ja bereits vom Sprecher auf eine unterschiedliche Art als „X“ und „Y“ verwendet werden. „X“ und „Y“ sind so für den Sprecher neue Namen, die er auf die Weise verwendet, auf die Jones „Cicero“ und „Tully“ verwendet. Auf diese Weise kann nun der Sprecher Satz (3) „Jones believes that X was bald and Y was not“ folgern,¹⁸⁵ da er diesen Satz über Jones Meinung zwar in seinem Idiolekt ausdrückt, dabei aber Namen, nämlich „X“ und „Y“, verwendet, die für Jones den Sinn von „Cicero“ und „Tully“ haben. Mittels schwachem Disquotationsprinzip gelangt man so zu Jones Meinung, dass für ihn, d.h., auf die Weise wie Jones „Cicero“ und „Tully“ verwendet, Cicero eine Glatze hatte, Tullius aber nicht.

Sowohl mit (2) als auch mit (3) kann man also das oben aufgeführte Reductio-Ad-Absurdum-Argument gegen die Substitutivität von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten – auch mit einem zugrundegelegten Frege-Russell Ansatz – aufstellen. Denn auch hier erfordert das Substitutivitätsprinzip, dass (2) und (3) kontradiktorische Meinungen ausdrücken und der jeweilige Sprecher somit darauf schließen können muss, dass eine der beiden Überzeugungen falsch ist. Doch tatsächlich werden dort, die Unkenntnis über die Identität von Cicero und Tullius sowie von X und Y vorausgesetzt, keine kontradiktorischen Meinungen ausgedrückt. Das

182Ebd.

183Vgl., ebd., S. 252.

184Vgl., ebd.

185Vgl., ebd.

Prinzip führt also zu einer absurden Folgerung und muss deshalb aufgegeben werden. Dies wird für Kripke über den Frege-Russell Ansatz sogar sehr anschaulich ausgedrückt. Denn „codesignative descriptions plainly are not interchangeable in these contexts¹⁸⁶ and for Frege and Russell names, being essentially abbreviated descriptions, cannot differ in this respect.“¹⁸⁷

Die Ausführungen über die Unmöglichkeit der Aufstellung des klassischen Argumentes gegen die Substitutivität mittels eines Frege-Russell Ansatzes gelten natürlich nur insoweit der Sinn der Namen von Sprecher zu Sprecher variiert oder eine homophone Übersetzung auf Grund stark unterschiedlicher Idiolekte der Sprecher nicht gerechtfertigt erscheint. Wenn nun allerdings davon ausgegangen wird, dass die Sprecher einer Sprachgemeinschaft ähnliche Idiolekte haben und wichtige Elemente der Sprache auf sehr ähnliche Weise verstehen und verwenden und Namen unter diese Kategorie fallen, dann kann das klassische Argument problemlos aufgestellt werden: „However, if, *pace* [Hervorh. i. Orig.] Frege and Russell, widely used names are common currency of our language, then there no longer is any problem for the simple argument, using the disquotational principle, to (2).“¹⁸⁸ Mit dieser Annahme gibt es keine Idiolekt-Probleme und man muss in dem Beispiel nicht in der Ich-Perspektive von Jones bleiben. Dies ist durchaus mit einem Frege-Russell Ansatz vereinbar, bei dem der Sinn eines Namens nicht mehr von Sprecher zu Sprecher variiert, sondern von der Sprechergemeinschaft geteilt wird. Aus diesem Grund wird Kripke, in dieser Hinsicht wohlwollend gegenüber einem Frege-Russell Ansatzes, im weiteren Verlauf seines Textes mit dieser Lesart arbeiten.¹⁸⁹ Sie ähnelt, da sie von einem (mindestens) die Referenz des Namens betreffenden Sinn ausgeht, der von der Sprechergemeinschaft geteilt wird, sehr stark der in Fußnote 45 dieser Arbeit beschriebenen Bündeltheorie.

Nachdem Kripke also Klarheit in das Reductio-Ad-Absurdum Argument gegen die Substitutivität *salva veritate* von codesignativen Namen in Überzeugungskontexten gebracht hat, umreißt er sein weiteres Vorgehen und zumindest einen Zweck seines

186Vgl., S. 33f. dieser Arbeit.

187Ebd.

188Ebd.

189Die im Laufe dieser Arbeit skizzierte Zurückweisung des klassischen Argumentes durch Kripke, das über diese Lesart formuliert wird, beeinflusst aber natürlich auch die Version, die zu (2) und (3) führt, weil auch dort das schwache Disquotationsprinzip verwendet wird.

Rätsels: Mit seinem Rätsel möchte er dieses Argument gegen die Substitutivität in Frage stellen, allerdings nicht, in dem er einen speziellen Schritt des Arguments angreift. „Rather I shall present (...) an argument for a paradox about names in belief contexts that invokes *no* [Hervorh. i. Orig.] principle of substitutivity. Instead it will be based on the principles – apparently so obvious that their use in these arguments is ordinarily tacit – of disquotation and translation.“¹⁹⁰ Dabei werden die von ihm angeführten Fälle in der Regel beide Prinzipien benutzen, er wird jedoch auch einen Fall konstruieren, in dem lediglich das Disquotationsprinzip und „perhaps“ das Prinzip der homophonen Übersetzung benutzt wird.¹⁹¹ Die Zurückweisung des Reductio-Ad-Absurdum Arguments läuft dabei im Kern so, dass Kripke zeigt, dass das schwache Disquotationsprinzip selbst zu Absurditäten führt. Wenn nun das schwache Disquotationsprinzip selbst in dieser Hinsicht problematisch ist, scheint die Zurückweisung der Substitutivität über das Reductio-Ad-Absurdum Argument nicht mehr plausibel, da dieses (mindestens) das Prinzip der schwachen Disquotation voraussetzt.¹⁹²

Damit hat Kripke gezeigt, dass das klassische Reductio-Ad-Absurdum Argument gegen die Substitutivität kodesignativer Namen nicht aufgestellt werden kann, wenn man einen klassischen Frege-Russell Ansatz zu Grunde legt. Dies ist ein weiteres Argument dagegen, dass das Problem der Substitutivität einen Frege-Russell Ansatz plausibilisiert. Allerdings kann man das Argument, selbst mit einem Frege-Russell Ansatz und sogar offensichtlich einleuchtend damit, so umformulieren, dass es aufgestellt werden kann. Wohlwollend interpretiert Kripke des Weiteren „widely used names [als] common currency of our language“¹⁹³, so dass es mit diesem bündeltheoretischen Frege-Russell Ansatz kein Problem gibt, das klassische Argument gegen die Substitutivität aufzustellen. Kripke wird in seinem Rätsel dieses Argument gegen die Substitutivität angreifen, indem er zeigt, dass dieses Reductio-Ad-Absurdum Argument nicht funktioniert, weil es (mindestens) auf das Disquotationsprinzip zurückgreift, das selbst zu Absurditäten führt. Diese Zurückweisung trifft auch die Umformulierung des

190Ebd.

191Vgl., ebd.

192Kripke parallelisiert sein Vorgehen an einem Reductio-Ad-Absurdum Argument gegen eine Hypothese in der Topologie der Mathematik. (Vgl., ebd., S. 253f.)

193Ebd., S. 252.

Argumentes gegen die Substitutivität, auf der Basis eines klassischen Frege-Russell Ansatzes, da auch dort das schwache Disquotationsprinzip verwendet wird. Das Rätsel betrifft dabei keine modalen Kontexte. Kripke behauptet nämlich weiterhin gemäß „Naming and Necessity“, dass kodesignative Namen in modalen Kontexten austauschbar *salva veritate* sind,¹⁹⁴ so dass das klassische Reductio-Ad Absurdum Argument in diesen nicht trifft. Dies wiederum bedeutet nicht, dass Kripke das Substitutivitätsprinzip auch auf epistemische Kontexte ausweiten muss, wie er in „A Puzzle About Belief selbst anmerkt:

„The entire apparatus elaborated in “Naming and Necessity“ of the distinction between epistemic and metaphysical necessity¹⁹⁵, and of giving a meaning and fixing a reference, was meant to show, among other things, that a Millian substitutivity doctrine for modal contexts can be maintained even if such a doctrine for epistemic contexts is rejected.“¹⁹⁶

II. Das Rätsel

a) Annahmen des Rätsels

Das ist nun das berühmte Rätsel:¹⁹⁷ Angenommen Pierre ist ein normaler französischer Sprecher, der in Frankreich lebt, dieses Land noch nie verlassen hat und ausschließlich Französisch spricht. Er hat von der Stadt London gehört, die er, als ausschließlich französisch sprechender Sprecher, „Londres“ nennt und hat nur Gutes über diese Stadt gehört, so dass er denkt, dass London eine schöne Stadt ist. Unter diesen Umständen stimmt Pierre dem französischen Satz „Londres est jolie“ zu. Das schwache Disquotationsprinzip und das Übersetzungsprinzip benutzend schließen wir nun auf Satz (4) „Pierre believes that London is pretty“, d.h., dass Pierre glaubt, dass London schön ist. Dabei verwendet Pierre als normaler französischer Sprecher „Londres“ als Nominator, und zwar als Name für die Stadt London und „est jolie“ als Prädikator, der dieser Stadt die Eigenschaft schön zu sein zuschreibt.

Weiterhin wird angenommen, dass Pierre später in ein äußerst heruntergekommenes

194Vgl., S. 36 dieser Arbeit.

195Nach Kripke sind Kontexte epistemischer Notwendigkeit solche, die von a priori Wissen handeln. (Vgl., ebd., S. 241.)

196Ebd., Fußnote 10, S. 273.

197Vgl., ebd., S. 254ff.

Viertel von London mit einer sehr bildungsfernen Bevölkerungsschicht zieht, das er, wie fast alle Einwohner des Viertels, auch nie verlässt. Keiner der Leute, mit denen er Kontakt hat, spricht Französisch, so dass er Englisch über die direkte Methode, das heißt also induktiv, ohne Gebrauch der Muttersprache und damit auch ohne in diese zu übersetzen, lernt und damit, das ist für Kripkes Beispiel entscheidend, die Bedeutung von „London“ nicht darüber lernt, dass ein kompetenter Sprecher z.B. zu ihm sagt: „„London“ means „Londres“.“¹⁹⁸ Auf diese Weise lernt Pierre nun die Stadt, in der er lebt „London“ zu nennen, ohne, dass es dabei eine große Überschneidung gibt zwischen dem, was die Leute in London über die Stadt sagen und was Pierre in Frankreich über London gehört hat. Da er in einem sehr hässlichen Teil von London lebt, stimmt Pierre dem Satz (5) „London ist not pretty“ zu, dem Satz (6) „London is pretty“ nicht. Qua schwachen Disquotationsprinzips schließen wir nun auf Satz (7) „Pierre believes that London is not pretty“, d.h., dass Pierre glaubt, dass London nicht schön ist. Dabei stimmt Pierre ebenso weiterhin dem Satz „Londres est jolie“ zu, da er annimmt „that the ugly city in which he is now stuck is distinct from the enchanting city he heard about in France.“¹⁹⁹

198Nach Wilhelm Viëtor besteht der Spracherwerb über die direkte Methode vor allem aus diesen drei Säulen: „Wir glauben aber (...) kurz, daß erst die wesentlich induktiv behandelte Grammatik sachlich und erziehlich wertvoll ist.“ (Viëtor, Wilhelm, *Der Sprachunterricht muß umkehren! Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Quousque Tandem*, Heilbronn 1882, hier: O. R. Reisland, Leipzig 1905³, aus: *Die Neueren Sprachen*, 81, Diesterweg, Frankfurt am Main 1982, S. 120-148, hier: Fußnote 32, S. 148.) Die induktive Methode besteht dabei vor allem daraus, dass aus einer Reihe von Beispielen auf die grammatischen Regeln geschlossen wird. Dazu, dass bei der direkten Methode kein Gebrauch von der Muttersprache gemacht und damit auch keine Übersetzung in diese stattfindet, sagt Viëtor folgendes: „Bringen wir den Schüler dahin, daß er außer in seiner Muttersprache auch in einer fremden Sprache denken und sich ausdrücken lernt, so haben wir, dünke ich, genug geleistet.“ (Ebd., S. 139) Sowie: „In der fremden Sprache denken lerne man, so wird entgegnet, überhaupt nicht; es bleibe stets beim – wenn auch „blitzschnellen“ - Übersetzen. Das ist ein als solcher zu beweisender Irrtum.“ (Ebd., Fußnote 30, S. 146.) In diesem Sinne wird also auch die Bedeutung der fremdsprachlichen Ausdrücke direkt, d.h. ohne sie zuvor in die Muttersprache zu übersetzen, gelernt, indem man Pierre in Kripkes Beispiel z.B. einen Apfel zeigt und sagt „Apple“. Man bringt Pierre also nicht bei, was ein Apfel ist, indem man ihm sagt „„Apple“ means „pomme““ *oder eben, und das ist, wie gesagt, für Kripkes Beispiel entscheidend: Pierre lernt die Bedeutung von „London“ nicht, in dem man zu ihm sagt: „„London“ means „Londres“.“* Angemerkt muss noch werden, dass man bereits um 1848 über eine direkte Methode beim Spracherwerb zu Gunsten der bis dahin vorherrschenden „Grammatik-Übersetzungsmethode“ diskutiert hatte. (Vgl., Schröder, Konrad, *Quousque Tandem in Memoriam*, aus: Ebd., S. 115-120, hier S. 117). In dieser Hinsicht kann Wilhelm Viëtor natürlich nicht als Erfinder der direkten Methode gelten. Viëtors Aufsatz war jedoch ein höheres Echo beschieden und der Text hatte so einen ungleich höheren Einfluss auf die Debatte über Spracherwerb: „Quousque Tandem“ war ein „Trompetenstoß“ (...) [der] zu einer rund 26 Jahre währenden Querelle (!) des Anciens et des Modernes, in deren Verlauf viele tausend Seiten mit Argumenten pro und contra publiziert wurden“ (Ebd., S. 115), führte.

199Kripke, Saul A., *A Puzzle About Belief*, S. 255.

b) Das Rätselhafte des Rätsels

Das von Kripke aufgestellte Rätsel besteht nun darin, dass (4) und (7) beide zuzutreffen scheinen bzw. wahr zu sein scheinen. Pierre glaubt also zunächst als französischer Sprecher, dass London schön ist und Pierre glaubt später als englischer Sprecher nach seinem Umzug nach London, dass London nicht schön ist. Nachdem Pierre aber seine Zustimmung zu dem Satz „Londres est jolie“ auch als englischer Sprecher nicht aufgibt, da er davon ausgeht, dass „Londres“ und „London“ zwei unterschiedliche Städte bezeichnen, scheint es so, dass (qua schwachem Disquotationsprinzip und bezogen auf seine Zustimmung zu dem französischen Satz „Londres est jolie“ auch qua Übersetzungsprinzip) der Pierre, der in London lebt, glaubt, dass London schön ist und glaubt, dass London nicht schön ist. Hierin besteht nun also das Rätselhafte an der Situation des in London lebenden Pierres, denn glaubt er nun, dass London schön ist oder glaubt er, dass London nicht schön ist? Um es mit Kripke zu sagen: „this is the puzzle: Does Pierre, or does he not, believe that London is pretty?“²⁰⁰

Kripke untersucht die vier, logisch erschöpfenden, also einzig möglichen, Antworten auf diese Frage:²⁰¹

- i) Dem in London lebenden Pierre wird die Überzeugung abgesprochen, dass London schön ist. Damit glaubt Pierre, dass London nicht schön ist.
- ii) Dem in London lebenden Pierre wird die Überzeugung abgesprochen, dass London nicht schön ist. Damit glaubt Pierre, dass London schön ist.
- iii) Dem in London lebenden Pierre wird die Überzeugung abgesprochen, dass London schön ist und ihm wird die Überzeugung abgesprochen, dass London nicht schön ist. Damit glaubt Pierre weder, dass London schön ist, noch, dass London nicht schön ist.
- iiii) Dem in London lebenden Pierre wird die Überzeugung zugestanden, dass London schön ist und ihm wird die Überzeugung zugestanden, dass London nicht schön ist. Damit glaubt Pierre, dass London schön ist und, dass London nicht schön ist.

Zu i): Es gibt nach Kripke drei Möglichkeiten Pierre die Überzeugung, dass London schön ist, abzusprechen:²⁰² (α) Man bestreitet, dass Pierre überhaupt jemals geglaubt

200Ebd., S. 259.

201Vgl., ebd., S. 256ff.

202Vgl., ebd., S. 256.

hat, dass London schön ist. Doch hat Pierre, den Annahmen des Gedankenexperiments folgend, bevor er Englisch lernte, unzweifelhaft geglaubt, dass London schön ist. Denn er hat dem Satz „Londres est jolie“ reflektiert und ernsthaft zugestimmt.

(β) Man spricht Pierre rückwirkend, d.h. aus der Position des Englisch sprechenden Pierre, der glaubt, dass London nicht schön ist, seine frühere Überzeugung, die er als ausschließlich französischer Sprecher hatte, nämlich dass London schön ist, ab. Diese Möglichkeit hätte aber nun laut Kripke die absurde Folge, dass man dadurch die Überzeugungen aller ausschließlich französisch sprechenden Sprecher in Zweifel ziehen müsste.²⁰³ Denn da die Zukunft nicht vorhersagbar ist, lägen die Überzeugungen der monolingualen Sprecher dann sozusagen immer unter dem Vorbehalt, dass die Sprecher diese bei einer später erworbenen und dazu widersprüchlichen Meinung, rückwirkend betrachtet, gar nicht hatten. Man könnte also nie mit Gewissheit sagen, ob ein monolingualer französischer Sprecher eine bestimmte Überzeugung hat, obwohl er ernsthaft und reflektiert einem Satz zustimmt, der diese Überzeugung ausdrückt. Er könnte die Überzeugung haben oder auch nicht, je nachdem welche Überzeugung der Sprecher in der Zukunft haben wird.

(γ) Man interpretiert Pierres Situation so, dass man sagt, dass der Englisch sprechende Pierre nicht mehr glaubt, dass London schön ist. Pierre hat zwar unzweifelhaft einmal geglaubt, dass London eine schöne Stadt ist, aber als englischer Sprecher glaubt er das nicht mehr, sondern glaubt, dass London keine schöne Stadt ist. Man behauptet also, dass Pierre seine Meinung geändert hat und seine frühere Meinung nicht mehr hat. Aber Pierre behauptet, dass er seine frühere Überzeugung nicht aufgibt. Er revidiert als Englisch sprechender Sprecher seine Zustimmung zu dem französischen Satz „Londres est jolie“ nicht. Genauso, wie man weiter annehmen könnte, dass er keine einzige Zustimmung zu einem französischen Satz revidiert und damit weiter jede Überzeugung besitzt, die er als französischer Sprecher auch hatte.²⁰⁴ Es scheint so, dass Pierre dies auch gerechtfertigterweise tun kann, denn nach Kripke müssten wir, wenn wir aus dem Gedankenexperiment den Teil des in London lebenden Pierre streichen würden,

203Vgl., ebd.

204Vgl., ebd.

schließen „that he *still* [Hervorh. i. Orig.] believes that London is pretty.“²⁰⁵ Kripke meint damit folgendes: Für Pierre gibt es auf Grund seines Spracherwerbs des Englischen über die direkte Methode keine Verbindung zwischen der Semantik und der Referenz von englischen und französischen Ausdrücken. Er behandelt die zwei Sprachen in dieser Hinsicht völlig getrennt. Folglich bezeichnen für ihn „Londres“ und „London“ auch zwei unterschiedliche Städte.²⁰⁶ Der Pierre in London befindet sich damit in einer epistemischen Situation, die, bezogen auf die Frage, ob er noch immer glaubt, dass London eine schöne Stadt ist, also, ob er seine französische Meinung noch hat, so interpretiert werden muss, wie wenn wir ausschließlich seine Zustimmung zu „Londres est jolie“ kennen würden, also den Teil des in London lebenden Pierre aus dem Gedankenexperiment streichen.²⁰⁷ In diesem Fall müssen wir aber, qua schwachem Disquotations- und Übersetzungsprinzip, darauf schließen, dass Pierre glaubt, dass London eine schöne Stadt ist und zwar, dass er das glaubt, solange er seine Zustimmung zu dem Satz „Londres est jolie“ nicht revidiert. Auf Grund dieser epistemischen Situation kann Pierre also gerechtfertigterweise behaupten, dass er seine frühere Meinung nicht geändert hat und wir müssen dem Pierre in London weiterhin die Überzeugung zuschreiben, dass London schön ist.

Zu ii): Ebenso wie bei i) ist es (α) auf Grund der Annahmen des Gedankenexperiments klar, dass der in London lebende Pierre glaubt, dass London nicht schön ist. (β) Die entscheidende Frage hier ist nun, ob „Pierre's French past nullify such a judgment?“²⁰⁸ Ähnlich zu i) (γ) verlangt Pierres epistemischer Status als englischer Sprecher, jetzt bezogen auf die Frage, ob er wegen seiner französischen Vergangenheit nicht glauben kann, dass London nicht schön ist, eine Interpretation von Pierres Situation (jetzt) ungeachtet seiner französischen Vergangenheit, da er, wie oben bereits beschrieben, auf Grund seines Erwerbs des Englischen über die direkte Methode keine Verbindung zwischen der Semantik und der Referenz von französischen und englischen Wörtern

205Ebd.

206Pierres Lebensumständen in London gemäß ist es auch klar, dass er nicht darauf schließen können muss – und das auch nicht in absehbarer Zeit – „dass „Londres“ und „London“ dieselbe Stadt bezeichnen. Bei anderen Ausdrücken mag freilich ein normaler Sprecher irgendwann darauf schließen, dass sie dasselbe bezeichnen. Dann nämlich, wenn die Ausdrücke auf sehr ähnliche Weise verwendet werden. Vgl., Fußnote 238 dieser Arbeit.

207Täte man dies nicht, könnten wir Pierres Überzeugungen gar nicht wiedergeben, weil das Prinzip der homophonen Übersetzung verletzt wird.

208Ebd., S. 257.

herstellen kann. Wenn er also, wie in ii) α) beschrieben, dem Satz „London is not pretty“ zustimmt, geschieht dies völlig unabhängig zu irgendeiner Zustimmung zu einem französischen Satz in seiner Vergangenheit. Um diesen epistemischen Status nachvollziehen und richtig interpretieren zu können, müssen wir uns also in einem Gedankenexperiment vorstellen, dass Pierre seine französische Vergangenheit vollständig vergessen hat. Kripke verweist hier auf die Möglichkeit eines elektrischen Schocks.²⁰⁹ Wenn Pierre auf diese oder eine andere Weise seine französische Vergangenheit vergessen hat, dann müssen wir auf Grund seiner Zustimmung zu dem Englischen Satz „London is not pretty“ schließen, dass Pierre glaubt, dass London nicht schön ist. Der entscheidende Punkt ist hier jetzt, dass die Ursache des Vergessens von etwas oder der Umstand, dass etwas vergessen wurde, niemals eine neue Überzeugung generieren kann. Der elektrische Schock kann keine neue Überzeugung verursachen. Wenn Pierre also nach einem elektrischen Schock glaubt, dass London nicht schön ist, dann hat er es auch vor dem Schock geglaubt. Pierres französische Vergangenheit hebt damit seine Überzeugung, dass London nicht schön ist, nicht auf. Wir müssen Pierre daher die Überzeugung, dass London nicht schön ist, trotz seiner französischen Vergangenheit, zuschreiben.

Zu iii): Wenn man Pierre die Überzeugung abspricht, dass London schön ist und ihm die Überzeugung abspricht, dass London nicht schön ist, ist man mit den Problemen aus i) und ii) konfrontiert, da iii) ja eine Konjunktion aus i) und ii) ist. Man müsste also gegen Pierres reflektierte, ernsthafte und gerechtfertigte Behauptung, dass er seine französische Überzeugung nicht aufgegeben hat, behaupten, dass er sie aufgegeben hat bzw. aufgeben muss und man müsste klären, wie Pierres frühere Überzeugung als französischer Sprecher seine spätere als englischer aufheben können soll, d.h. im Gedankenexperiment, wie die Ursache des Vergessens eine neue, d.h. andere als die, die man vor dem Vergessen hatte, Überzeugung generieren kann.²¹⁰ Da i) und ii) so zu falschen Ergebnissen führen, kann auch Möglichkeit iii) keine hilfreiche Antwort auf die Frage, ob Pierre nun glaubt, dass London schön ist oder glaubt, dass London nicht schön ist, liefern. So bleibt nur noch die vierte Möglichkeit.

209Vgl., ebd.

210Vgl., ebd., S. 257.

Zu iii): Wenn Pierre die Überzeugung zugesprochen wird, dass er glaubt, dass London schön ist und ihm die Überzeugung zugesprochen wird, dass London nicht schön ist, dann glaubt Pierre, dass London schön ist und glaubt, dass London nicht schön ist. In dieser Interpretation von Pierres Situation hat Pierre also widersprüchliche Überzeugungen und wir müssten ihm logische Inkonsistenz unterstellen, da Pierre erkennen müsste, dass mindestens eine der zwei Überzeugungen falsch sein muss. Eine wichtige Anmerkung ist hier von Kripke, dass Pierre in keiner Weise ein hervorragender Logiker sein muss, um zu verstehen, dass dies widersprüchliche Überzeugungen sind und, dass er sie korrigieren muss: „And surely anyone, leading logician or no, is in principle in a position to notice and correct contradictory beliefs if he has them.“²¹¹ Widersprüche im eigenen Meinungssystem zu erkennen und sie nicht zuzulassen oder zu beseitigen, ist ein Zeichen von Rationalität und damit wesentlich für einen Menschen.

Doch ist es tatsächlich gar nicht gerechtfertigt Pierre zu unterstellen, dass er zwei widersprüchliche Überzeugungen hat, denn solange er sich in der oben beschriebenen epistemischen Situation befindet und nicht weiß, dass „Londres“ und „London“ dieselbe Stadt bezeichnen, ist er „in no position to see, by logic alone, that at least one of his beliefs must be false.“²¹² Um diesen Punkt zu verdeutlichen führt Kripke folgendes Beispiel an:²¹³ Der in Frankreich lebende monolingual französisch sprechende Pierre stimmt statt „Londres est jolie“ dem Konditionalsatz „Si New York est jolie, Londres est jolie aussi“ zu. Pierre glaubt also, dass wenn New York schön ist, dann auch London schön ist. Später in London stimmt Pierre wieder, gemäß dem obigen Gedankenexperiment, „London is not pretty“ zu und glaubt damit, dass London nicht schön ist. Qua Modus tollendo tollens müsste Pierre nun auf der Basis dieser Annahme und der Subjunktion „Wenn New York schön ist, dann ist auch London schön“ schließen können, dass New York nicht schön ist. „But not matter how great Pierre's logical acumen may be, *he cannot in fact make any such deduction, as long as he supposes that 'Londres' and 'London' may name two different cities* [Hervorh. i. Orig.].“²¹⁴ Wenn Pierre annimmt, dass „Londres“ und „London“ zwei unterschiedliche

211Ebd.

212Ebd.

213Vgl., S. 257f.

214Ebd., S. 258.

Städte bezeichnen, dann wäre der obige Schluss in der Tat sogar ein Fehlschluss, da in den zwei Annahmen in diesem Fall zwei unterschiedliche Nominatoren benutzt werden.

Wie in Fußnote 171 dieser Arbeit angemerkt kann der in iiiii) geschilderte Fall unter Benutzung des starken Disquotationsprinzips noch dahingehend verstärkt werden, dass ein offensichtlicher Widerspruch entsteht. Dieser Widerspruch betrifft dann nicht mehr nur Pierres Meinungssystem, weshalb hier die Argumentation, dass Pierres epistemischer Status es nicht rechtfertigt ihm einen logischen Fehler zu unterstellen, zu kurz greift. Hier führt also das Rätsel nicht zu absurden Schlussfolgerungen, sondern zu einem Widerspruch, der aber damit ebenfalls aufzeigt, warum Pierres Situation ein Rätsel ist: Die Frage, ob er nun glaubt, dass London schön ist oder nicht kann durch keine der logisch-möglichen Interpretationen von Pierres Situation beantwortet werden: „This, then, is the paradox“ – zu dem Kripke keine Lösung anbieten kann.²¹⁵

Eine Anmerkung Kripkes sei noch hervorgehoben: „It is no answer to protest that, in some other terminology, one can state 'all the relevant facts.'“²¹⁶ Man kann Pierres Situation natürlich beschreiben, insofern, als dass man festhält, dass Pierre Französisch und Englisch auf die übliche Weise verwendet, dass Pierre nicht weiß, dass „Londres“ und „London“ dieselbe Stadt bezeichnen, obwohl er mit beiden Namen hinreichend viele Eigenschaften assoziiert, die den Referenten der Namen eindeutig festlegen, etc.. Man kann sogar eine klare Beschreibung seiner Überzeugungen wiedergeben. All das ist nicht rätselhaft. Doch umgeht man damit natürlich die ursprüngliche Kernfrage des Rätsels, also die Frage, ob Pierre glaubt das London schön ist, oder, ob er glaubt, dass London nicht schön ist.

c) Keine Plausibilisierung eines Frege-Russell Ansatzes

Man könnte nun annehmen, dass das Rätsel einen Frege-Russell Ansatz unterstützt.²¹⁷ Pierre lernt in Frankreich etwas über eine Stadt mit dem Namen „Londres“ und in London etwas über eine Stadt namens „London“. Auf der Basis von Frege und Russell könnte man zunächst Pierres Überzeugungen dahingehend charakterisieren, dass Pierre

215Ebd., S. 259.

216Ebd.

217Vgl., S. 259ff.

glaubt, dass die Stadt, die das eine von ihm mit dem Namen „Londres“ assoziierte Bündel²¹⁸ von Eigenschaften hat, schön ist, und, dass er glaubt, dass eine andere Stadt, die das andere von Pierre mit dem Namen „London“ assoziierte Bündel von Eigenschaften hat, nicht schön ist. Diese Interpretation weicht aber dem durch Kripkes Rätsel aufgestellte Problem von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten aus, da man, wenn man Pierres Situation so charakterisiert, dass (mindestens) der Referent der zwei Namen über jeweils unterschiedliche Bündel von Eigenschaften festgelegt wird, Kripkes entscheidende Frage des Rätsels nicht beantwortet, nämlich ob Pierre glaubt, dass London schön ist, oder nicht. Man klärt Pierres Situation darüber, dass der Referent der zwei Namen nicht mehr London ist, sondern die Stadt, die das jeweilige Bündel von Eigenschaften als einzige hat, aber die entscheidende Frage des Rätsels ja gerade darin besteht, ob Pierre glaubt, dass London schön ist, „not the city satisfying such-and-such descriptions, but *London* [Hervoh. i. Orig.]“²¹⁹.

Gerade deshalb scheint aber auf der anderen Seite eine auf dem Frege-Russell Ansatz basierende (Bündel-)Theorie auch attraktiv zu sein. Denn es scheint so, als wäre das Rätselhafte des Rätsels gerade damit geklärt, dass Pierre zwei unterschiedliche Bündel von identifizierenden Eigenschaften mit „Londres“ und „London“ assoziiert.²²⁰ Deshalb weiß Pierre nicht, dass die beiden Namen dieselbe Stadt bezeichnen und deshalb kann er auch „Londres est jolie“ und „London is pretty“ zustimmen – so könnte man meinen. In diesem Sinn ist dann die von Kripke aufgestellte Frage, ob Pierre nun glaubt, dass London schön ist oder nicht, eben nicht dahingehend interessant, als dass sie zu Absurditäten oder einem Widerspruch führt – in diesem Sinne ist die Frage einfach zu beantworten, denn man umgeht, wie oben geschildert, das Problem der Frage: Für Pierre haben dann zwei unterschiedliche Städte ein jeweiliges Bündel von Eigenschaften. Die Stadt, die das Bündel hat, das er mit „Londres“ assoziiert, ist für ihn schön und die Stadt, die das Bündel hat, das er mit „London“ assoziiert, ist für ihn nicht schön und das Problem, das mit Kripkes Frage eingefangen wird, nämlich, dass beide Namen London bezeichnen, Pierre sie aber in Überzeugungskontexten nicht

218Natürlich muss es sich nicht um ein Bündel handeln. Je nachdem welche, auf Frege und Russell basierende Theorie, man hier wählt, kann der Sprecher natürlich auch nur eine definite Kennzeichnung mit den Namen assoziieren. Aber Kripke untersucht ja einen bündeltheoretischen Ansatz. Vgl., S. 46 dieser Arbeit.

219Ebd., S. 260.

220Vgl., ebd.

austauschbar *salva veritate* verwendet und man nicht weiß, ob er nun glaubt, dass London schön ist, oder nicht, wird umgangen. Eine (bündeltheoretische) Frege-Russell Lesart scheint also das Rätsel zu lösen, weil sie die zentrale Frage des Rätsels umgeht, indem sie den epistemischen Status von Pierre erklärt. Doch stehen auf der einen Seite einem Frege-Russell Ansatz (und auch einem bündeltheoretischen Frege-Russell Ansatz) weiter Kripkes Argumente aus „Naming and Necessity“ entgegen und auf der anderen Seite „can [the puzzle] arise even if Pierre associates exactly the same identifying properties with both names.“²²¹

Um diesen Punkt zu verdeutlichen recurriert Kripke zunächst noch einmal auf das Beispiel mit „Cicero“ und „Tully“: Das Problem der Austauschbarkeit *salva veritate* von kodesignativen Namen in Überzeugungskontexten kann gar nicht mit dem klassischen Frege-Russell Ansatz und damit über mit den Namen assoziierten identifizierenden Eigenschaften geklärt werden, da der normale Sprecher für gewöhnliche indefinite Kennzeichnungen mit einem Namen verbindet. Diese indefiniten Kennzeichnungen können zwar durchaus für bspw. „Cicero“ und „Tully“ identisch sein und in dieser Hinsicht sind dann auch die Sinne der zwei Namen, die, ebenfalls in diesem Sinne, identifizierenden Eigenschaften, die der Sprecher mit den Namen verbindet, gleich. Ein solcher normaler Sprecher kann jedoch natürlich nicht alleine durch die Reflexion über die Sinne der Eigennamen darauf schließen, dass die Namen dieselbe Person bezeichnen, da indefinite Kennzeichnungen nicht nur eine spezifische Entität beschreiben. So besteht also im Fall von „Cicero“ und „Tully“ das Rätsel weiter, selbst, wenn der Sprecher die gleichen indefiniten Kennzeichnungen mit den Namen assoziiert.

Auf sehr ähnliche Weise funktioniert das Beispiel mit „Platon“ und „Plato“, das Kripke danach anführt.²²² Auch hier assoziiert der monolinguale französisch sprechende Pierre in Frankreich mit „Platon“ eine indefinite Kennzeichnung, nämlich „a major Greek philosopher“, die er natürlich auf Französisch ausdrücken würde und die gleiche Kennzeichnung, d.h. die dem propositionalen Gehalt nach gleiche Kennzeichnung, da sie der Englisch sprechende Pierre auf Englisch ausdrücken würde, assoziiert der in London lebende Pierre, gemäß den Annahmen von Kripkes Gedankenexperiment, mit

221Ebd.

222Vgl., ebd.

„Plato“. Hier kann nun der in Frankreich lebende Pierre glauben, dass Platon eine Glatze hatte und der in London lebende Pierre glauben, dass Platon keine Glatze hatte. Dafür muss Pierre nur davon ausgehen, dass „Plato“ und „Platon“ zwei unterschiedliche große griechische Philosophen bezeichnen. Trotz der Ähnlichkeit der Namen, und das ist der Unterschied zu dem „Cicero“ und „Tully“ Beispiel, scheint es keinen Grund zu geben, warum Pierre das nicht tun können sollte, da die mit den Namen assoziierte Kennzeichnung indefinit ist und damit auch hier nicht nur eine Entität bezeichnet und die Ähnlichkeit der Namen einfach nicht eine Identität der von ihr bezeichneten Personen nahelegen muss. Da hier auch die Ähnlichkeit der zwei Namen kein Grund ist, warum Pierre nicht glauben können darf, dass sie zwei unterschiedliche Personen bezeichnen, scheint diese Problematik auch auf „Londres“ und „London“ zuzutreffen, wenn der Sprecher damit die *gleichen indefiniten Kennzeichnungen* verbindet.

Für gewöhnlich verbindet der Sprecher aber *definite Kennzeichnungen* mit „Londres“ und „London“, da man über die Stadt London lernt, dass sie etwa die Hauptstadt des Vereinigten Königreiches ist etc.. Doch kann das Rätsel nach Kripke „still arise even if Pierre associates to 'Londres' and to 'London' *exactly the same uniquely identifying* [beide Hervorh. i. Orig.] properties.“²²³ Auch wenn Pierre die gleichen definiten Kennzeichnungen mit „Londres“ und „London“ assoziiert, kann also das Rätsel aufgestellt werden. Angenommen Pierre assoziiert mit „London“ und „Londres“ etwa die Beschreibungen „größte Stadt und Hauptstadt von England“, „Stadt, in der der Buckingham Palace steht“, „Wohnsitz der Königin von England“. Diese definiten Kennzeichnungen bezeichnen eindeutig und einzig London. Der Englisch sprechende Pierre wird nun wie gesagt seine Überzeugungen in Englisch ausdrücken, der Französisch sprechende Pierre in Französisch. Das bedeutet, dass zwar die definiten Kennzeichnungen semantisch identisch sind, Pierre sie aber in Englisch z.B. als „largest city and capitol of England“, „contains Buckingham Palace“, „residence of the queen“ ausdrückt und in Französisch, wenn er diese Beschreibungen ausdrückt, bspw. für „England“ „Angleterre“, für „Buckingham Palace“ „le Palais de Buckingham“, das man im Französischen „Bookeengam“ ausspricht und für „Queen of England“ „la Reine d' Angleterre“ sagt.²²⁴ Wenn Pierre nun darauf schließt – und auf Grund der sprachlichen

223Ebd.

224Vgl., S. 261.

Unterschiede, sowohl in der Schreibweise, als auch in der Aussprache ist er auch gerechtfertigt das zu tun –, dass „England“ und „Angleterre“ zwei unterschiedliche Länder bezeichnen, „Buckingham Palace“ und „le Palais de Buckingham“ zwei unterschiedliche Paläste bezeichnen und so weiter, dann kann er gerechtfertigterweise glauben, dass trotz der dem propositionalen Gehalt nach identischen identifizierenden Beschreibungen, die er mit „Londres“ und „London“ assoziiert, die beiden Namen unterschiedliche Städte bezeichnen, da (mindestens) die Referenz der Namen ja, nach einem (bündeltheoretischen) Frege Russell Ansatz, über eben die jeweiligen, einmal in Französisch, einmal in Englisch ausgedrückten Beschreibungen, festgelegt wird. Damit kann er aber auch gerechtfertigterweise weiter sowohl „Londres est jolie“ und „London is not pretty“ zustimmen. Damit kann Kripkes Rätsel auch aufgestellt werden, wenn ein Sprecher identische definite Kennzeichnungen mit „Londres“ und „London“ assoziiert.²²⁵

Doch kann das Rätsel nicht nur in diesem spezifischen Fall ebenfalls mit einem zugrundegelegten Russell-Frege Ansatz aufgestellt werde, so dass dieser keinen Ausweg daraus bieten kann, sondern „the fact is that the paradox reproduces itself on the level of the 'uniquely identifying properties'“²²⁶ Pierre kann im obigen Beispiel nicht darauf schließen, dass „London“ und „Londres“ dieselbe Stadt bezeichnen. Im Gegenteil, ähnlich wie oben, beginge Pierre sogar einen Fehlschluss. Zwar assoziiert er mit beiden Namen dieselben identifizierenden Beschreibungen, so dass das Problem nicht direkt durch „Londres“ und „London“ entsteht, aber er weiß u.a. nicht, dass „Angleterre“ und „England“ dasselbe Land bezeichnen. Das Problem entsteht damit sozusagen auf einer höheren Stufe und es scheint nicht plausibel zu sein, dass man es darüber eliminiert, dass man „Angleterre“ und „England“ über andere passende definite Kennzeichnungen definiert. Dann würde das Problem lediglich noch um eine Stufe weiter verschoben und das, bei dem Versuch die neu auftretenden Namen oder Termini für natürliche Arten oder ähnliche Termini²²⁷, immer wieder über neue Kennzeichnungen, die Namen oder

²²⁵Damit in diesem Beispiel nicht die sinnliche Wahrnehmung nahelegt, dass bspw. „Buckingham Palace“ und „le Palais de Buckingham“ denselben Palast bezeichnen, sollte man nach Kripke annehmen, dass Pierre niemals in London oder in England war. (Vgl., ebd., S. 261) Allerdings muss er natürlich auch weiter Englisch über die direkte Methode gelernt haben. Diese Einschränkung macht das Gedankenexperiment aber sicher nicht unplausibel. Pierre könnte beispielsweise in einer Gated-English-Community in einem anderen Land Englisch über die direkte Methode gelernt haben.

²²⁶Ebd.

²²⁷Wie S. 30 dieser Arbeit skizziert, legt Kripke in „Naming and Necessity“ dar, dass Namen sehr

Termini für natürliche Arten oder ähnliche Termini enthalten, zu definieren bzw. mindestens ihre Referenz so festzulegen, ad infinitum. So scheint ein (bündeltheoretischer) Frege-Russell Ansatz in dieser Hinsicht nicht aus dem Rätsel zu führen, da sich auf diese Weise das Problem auf jeweils höheren Stufen reproduziert.

Zusammenfassend kann also bzgl. einer Plausibilisierung eines Frege-Russell Ansatzes durch das Rätsel festgehalten werden: Nach einem solchen Ansatz legen definite Kennzeichnungen (mindestens) die Referenz eines Namens fest. Wenn nun der Sprecher glaubt, dass die Namen A und B beide das gleiche Bündel²²⁸ von Beschreibungen S haben, dann ist es „an easy logical consequence of the speaker's beliefs“²²⁹, dass er glaubt, dass A und B denselben Referenten haben. Deshalb können die Anhänger einer solchen Interpretation behaupten, dass Namen auch in Überzeugungskontexten austauschbar *salva veritate* sind, wenn (mindestens) deren Referenz über die gleichen definiten Kennzeichnungen festgelegt wird und das Rätsel wird darüber gelöst, dass gesagt wird, dass Pierre eben nicht die gleichen definiten Kennzeichnungen mit den Namen „Londres“ und „London“ assoziiert. Diese Interpretation umgeht aber i) das Kernproblem der Rätselfrage und ii) tritt hier das Problem auf, dass in der Regel die mit Namen assoziierten Kennzeichnungen gar nicht eine spezifische Entität bezeichnen, weil der Sprecher üblicherweise mit Namen indefinite Kennzeichnungen verknüpft. Und iii), selbst wenn ein Sprecher die gleichen definiten Kennzeichnungen mit den Namen „Londres“ und „London“ assoziieren würde, bleibt das Rätsel nicht nur weiter bestehen, sondern reproduziert sich sogar auf der jeweils höheren Stufe. So führt das Rätsel nicht zu einer Plausibilisierung eines (bündeltheoretischen) Frege-Russell Ansatzes.

d) Kripkes Rätsel als Rätsel ohne Ausweg

Nachdem nun diese Ausführungen, basierend auf einem Frege-Russell Ansatz das Rätsel nicht lösen konnten, sucht Kripke nach anderen Auswegen.²³⁰ Im Rätsel benutzt Kripke das Disquotationsprinzip sowie das Übersetzungsprinzip und übersetzt auf die

ähnlich wie Termini für natürliche Arten behandelt werden müssen.

²²⁸Dies gilt für jede auf dem Frege-Russell Ansatz basierende Theorie, solange mindestens die Referenz eines Namens mindestens über eine definite Kennzeichnung festgelegt wird.

²²⁹Ebd., S. 261.

²³⁰Vgl., ebd., S. 263ff.

übliche Weise von Französisch in Englisch. Da, wie weiter oben angemerkt, die beiden Prinzipien nach Kripke selbst-evident zu sein scheinen, richtet sich Kripkes Versuch das Rätsel zu lösen nun gegen die übliche Übersetzungspraxis von einer Sprache in die andere, im Rätselbeispiel eben von Französisch in Englisch: „Should we, perhaps, permit ourselves to conclude that *'Londres'* [Hervorh. i. Orig.] should not, 'strictly speaking' be translated as 'London'?“²³¹

Zunächst gilt hier i) natürlich der pragmatische Einwand, dass eine solche Restriktion einfach nicht der lebensweltlichen Praxis entspricht. Die von Kripke verwendeten Übersetzungen der französischen Ausdrücke in englische Ausdrücke sind Standardübersetzungen. Aber vielleicht liegt der Fehler ja tatsächlich in den Standardübersetzungen. Wenn sie also nicht gelten, wann und wie sollten dann Namen von einer Sprache in eine andere übersetzt werden?

Wenn nun ii) die Übersetzung von einem Namen einer Sprache in einen Namen einer anderen Sprache unter der, von Kripke oben bzgl. eines Frege-Russell Ansatzes gesetzten, Voraussetzung vollzogen wird, dass die Sinne der Namen in einer Sprechergemeinschaft intersubjektiv geteilt werden, dann könnte man zunächst ii)α) ein anderes Wort in die englische Sprache einführen und dabei festlegen, dass es immer als Übersetzung des französischen Namens zu gebrauchen ist.²³² Aber hier gibt es keinen Grund anzunehmen, warum, wenn man bspw. „Londres“ nicht mehr als „London“, sondern als „Xiping“ ins Englische übersetzt, das Rätsel nicht entstehen sollte. Kripkes Rätsel ist ja kein Rätsel, das nur auf „Londres“ und „London“ zutrifft, sondern auf alle Namen und solche Wörter, die wie Namen gebraucht werden, *ceteris paribus*. Nach Kripke bleibt nun nur noch iii)β) eine drastische Lösung: „Decree that no sentence containing a name can be translated except by a sentence containing the phonetically identical name.“²³³ So könnte man, wenn Pierre „Londres est jolie“ zustimmt, nur darauf schließen, dass Pierre glaubt, dass Londres schön ist. Strenggenommen wird dieser Schluss nicht ausschließlich auf Deutsch ausgedrückt, sondern auf Deutsch und Französisch, so dass wir es hier sozusagen mit einem „word salad“ zu tun haben, wie

231Ebd., S. 263.

232Vgl., ebd.

233Ebd.

das Kripke bezogen auf Französisch und Englisch ausdrückt.²³⁴ Wir würden Pierres Überzeugungen nie ausschließlich auf Deutsch wiedergeben können.

Natürlich gäbe es auch die Möglichkeit den Namen metasprachlich zu verwenden, ihn also zu erwähnen, nicht zu gebrauchen.²³⁵ Man könnte etwa sagen, dass Pierre glaubt, dass die Stadt, die er „Londres“ nennt, schön ist. In diesem Sinne drücken wir Pierres Überzeugung natürlich vollständig auf Deutsch aus, nur würden wir damit nicht die spezifische Bedeutung des französischen Namens ausdrücken, da wir den Namen ja eben gerade nicht objektsprachlich gebrauchen und so in diesem Sinne über ihn reden. Wenn man aber nun in einer Übersetzung den spezifischen Sinn des zu übersetzenden Ausdrucks verliert, kann man nicht mehr von einer korrekten Übersetzung sprechen.

Die „Wortsalat-Möglichkeit“ scheint Kripkes Rätsel allerdings auf direktem Wege zu lösen, da dann in jeder Sprache, die nicht die eigene Muttersprache ist, jeder Eigenname mit dem in der Muttersprache verwendeten Namen phonetisch identisch ist und es damit gar keine Eigennamen gibt, die auf Grund einer unterschiedlichen Schreibweise oder Aussprache in den zwei Sprachen, kodesignativ sind. So effektiv diese Variante allerdings gegen das Rätsel zu sein scheint, so drastisch mutet sie auch an: Man könnte jeden Satz, der eine Überzeugung ausdrückt und einen Eigennamen enthält, nur noch mit einem Wortsalat unter der Verwendung des zu übersetzenden Namens in der Ausgangssprache in eine andere Sprache übersetzen. Dies widerspricht radikal unserer üblichen Übersetzungspraxis und ist auch eher unplausibel, denn warum sollte, wenn eine Übersetzung andere Ausdrücke oder Kontexte problemlos auf die übliche Weise funktioniert, dies bei Eigennamen in Überzeugungskontexten nicht funktionieren? Was macht den, so möchte man fragen, besonderen Status von Eigennamen in Überzeugungskontexten aus?²³⁶

Doch scheint diese Möglichkeit auf den zweiten Blick gar nicht so unplausibel zu sein, da wir in vielen Fällen den Namen einer Person tatsächlich in anderen Sprachen phonetisch identisch gebrauchen. So würde diese Variante lediglich eine

234Vgl., ebd.

235Vgl., ebd., Fußnote 33, S. 278.

236Vgl., ebd., S. 264.

Generalisierung einer durchaus üblichen Praxis verlangen.²³⁷ Bei einer genaueren Untersuchung stellt sich aber heraus, dass die gerade skizzierte Variante einer phonetisch identischen Übersetzung auf ein weitaus größeres Feld von Wörtern ausgedehnt werden müsste.

Kripke ist zwar der Überzeugung, dass das Rätsel nicht auf alle Übersetzungen aus einer Sprache in eine andere ausgedehnt werden kann,²³⁸ auf jeden Fall muss aber nach Kripke das Rätsel auch auf Termini für natürliche Arten ausgeweitet werden.²³⁹ Schon in „Naming and Necessity“ hat Kripke von großen Ähnlichkeiten zwischen Eigennamen und Termini für natürliche Arten gesprochen.²⁴⁰ Für Kripke ist nun das vorliegende Rätsel „one instance where the analogy will hold.“²⁴¹ Angenommen Pierre ist weder Zoologe noch Botaniker. Die Beispiele, über die er, per direkter Methode in dem jeweiligen Land, die Wörter „les lapins“ und „rabbits“ sowie „beeches“ und „les hêtres“ gelernt hat sind verschieden. Dann scheint es nicht unplausibel anzunehmen, dass für

237Vgl., ebd.

238Er ist beispielsweise der Auffassung, dass der Pierre aus dem Gedankenexperiment „*must conclude, if he reflects enough, that 'doctor' and 'médecin,' and 'heureux' [alle Hervorh. i. Orig.] and 'happy,' are synonymous, or at any rate, coextensive*“ (Ebd.), weil die Wörter auf die selbe Weise verwendet werden und Pierre so durch seine Sprachpraxis lernt, dass die genannten Wörter mindestens koextensiv sind, so dass für diese und ähnliche Wortpaare das Rätsel nicht aufgestellt werden kann. Allerdings zweifelt Kripke in Fußnote 36 auch daran, ob das Rätsel tatsächlich nicht auf 'médecin' und 'doctor' ausweitbar ist, wobei er sich allerdings dezidiert gegen eine mögliche Deutung nach Quine, die er jedoch nicht Quine selbst in den Mund legt, wendet. (Vgl., ebd., Fußnote 34, S. 278.) Quines These der Unbestimmtheit der Übersetzung aus Word and Object trifft für Kripke nicht auf das „médecin“ und „doctor“ Beispiel zu, weil er daran zweifelt, dass ein bilingualer Sprecher des Französischen und Englischen etwa unter „doctor“ beispielsweise nur einen bestimmten Teil des Doktors verstehen kann, wogegen er unter „médecin“ den kompletten Doktor versteht. Dafür sind wohl die Lebenswelten in England und in Frankreich und damit sowohl die Bedingungen des Spracherwerbs als auch die Bedingungen des korrekten Gebrauchs von Wörtern zu ähnlich. Kripke zweifelt vielmehr daran, dass das Rätsel nicht auf „médecin“ und „doctor“ ausweitbar ist, weil auch die zunächst plausible Feststellung, dass Pierre, auf Grund der gleichen Verwendungsweise der Wörter in Frankreich und in London, durch Reflexion herausfinden können muss, dass 'hot' und 'chaud' zumindest koextensiv sind, bei genauerer Untersuchung Gefahr läuft nicht mehr haltbar zu sein. Kripke kreiert hierfür eine Welt, in der sich England und Frankreich ganz erheblich atmosphärisch unterscheiden. (Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, Fußnote 36, S. 278f. Natürlich könnte man hier auch das Gedankenexperiment etwas weiter verändern und statt Frankreich beispielsweise einen fernen Planeten annehmen.) In diesem Fall ist es durchaus möglich, dass „things that feel cold in one of the countries feel hot in the other, and *vice versa* [Hervorh. i. Orig.] .“ (Ebd.) In einer solchen Welt könnte nun Pierre gerechtfertigterweise dem Satz „C' est chaud“ und dem Satz „This is cold“ zustimmen und damit glauben, dass dies heiß ist und glauben, dass dies kalt ist. So scheint es, dass auch für „chaud“ und „hot“ eine Welt kreiert werden kann, in dem Kripkes Rätsel auch mit diesen Wörtern aufgestellt werden kann. Auf Grund dieser Überlegungen ist sich Kripke letztlich nicht sicher „how far this can go“ (ebd.), also, auf welche Wortpaare sein Rätsel ausgedehnt werden kann.

239Vgl., ebd., S. 264f.

240Vgl., S. 30 dieser Arbeit und vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 134ff.

241Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 264.

den Laien Pierre diese Wörter „distinct but superficially similar kinds or species“²⁴² bezeichnen. Er kann so bspw. gerechtfertigterweise einem französischen Satz mit „lapin“ zustimmen und dem propositional gleichen Satz in Englisch und damit mit „rabbit“ nicht zustimmen, oder, dann ist lediglich das schwache Disquotationsprinzip -plus dem Übersetzungsprinzip- involviert, der Negation der Proposition zustimmen, weil er als Laie beispielsweise davon ausgeht, dass „lapin“ eine andere Art als „rabbit“ bezeichnet. Auch hier müsste nun, zur Vermeidung des Rätsels der oben beschriebene Weg einer phonetisch identischen Übersetzung eingeschlagen werden.

Und dies trifft ebenso, wie Kripke am Ende von „A Puzzle About Belief“ ausführt, auf Termini für natürliche Arten in einer Sprache zu.²⁴³ Ein monolingualer englischer Sprecher mag „furze“ und „gorse“, die üblicherweise als Synonyme angesehen werden, getrennt voneinander lernen und sich fragen, ob die zwei Wörter nun die gleiche Art bezeichnen, nämlich den Englischen Ginster, oder nur ähnliche Arten. Auch hier könnte er auf die gleiche Weise einem englischen Satz mit „furze“ zustimmen, aber dem gleichen Satz, bei dem lediglich statt „furze“ das Wort „gorse“ verwendet wird, nicht zustimmen oder, dann ist nur das schwache Disquotationsprinzip involviert, der Negation der Proposition zustimmen, so könnte er etwa gerechtfertigterweise dem Satz „A furze is beautiful“ zustimmen und dem Satz „A gorse is not beautiful“ zustimmen. Nun scheint der obige Vorschlag nicht mehr nur eine leichte Veränderung unserer Übersetzungspraxis zu verlangen, sondern „a 'strict and philosophical' reform of translation procedures“²⁴⁴, da eine phonetisch identische Übersetzung zur Vermeidung des Rätsel auch für alle Termini für natürliche Arten angewendet werden müsste. Im genannten Beispiel dürfte man eben „lapin“ nicht mit „rabbit“ übersetzen. Außerdem scheint der Vorschlag, bezogen auf das Beispiel mit „furze“ und „gorse“ auch eine phonetisch-identische (quasi)²⁴⁵ homophone Übersetzung für Termini für natürliche Arten in einer Sprache zu verlangen. Der Vorschlag scheint also nicht nur eine Generalisierung einer sowieso üblichen Praxis zu erfordern, sondern scheint nun „surely

242Ebd.

243Vgl., ebd., S. 269.

244Ebd., S. 265.

245Kripke spricht später bei „Cicero“ und „Tully“ von „roughly“ (Vgl., ebd., S. 268.); „quasi“ soll hier Ähnliches bedeuten, nämlich, dass man hier eigentlich im strikten, von Kripke eingeführten, Sinne nicht von homophoner Übersetzung sprechen kann, da nur ein Sprecher vorhanden ist, „homophone Übersetzung“ aber eigentlich die Überwindung bzw. Angleichung der Differenz in den Idiolekten von mindestens zwei Sprechern ist.

too drastic a change to retain any credibility“²⁴⁶ zu sein.

e) Der „Paderewski“- Fall

Der Vorschlag einer phonetisch identischen Übersetzung widerspricht aber nicht nur der gängigen Übersetzungspraxis und scheint zu drastisch zu sein, weil er zumindest auch für die Übersetzung von Termini für natürliche Arten in Überzeugungskontexten gelten müsste, sondern „even if we confine ourselves to a single language, say English, and to phonetically identical tokens of a single name, we can still generate the puzzle.“²⁴⁷ Der Vorschlag das von Kripke aufgestellte Rätsel zu umgehen, indem man die übliche Übersetzung von Namen verbietet und den zu übersetzenden Namen nur phonetisch identisch in der Zielsprache wiederholt, geht fehl, weil das Rätsel auch dann aufgestellt werden kann, wenn überhaupt keine Übersetzung von Namen nötig ist und phonetisch identische Namen vorhanden sind, wenn also lediglich das Disquotationsprinzip verwendet wird. Kripke kreiert dafür ein zweites Gedankenexperiment, den „Paderewski“-Fall.²⁴⁸

Peter lernt zunächst, dass „Paderewski“ der Namen eines berühmten Musikers ist, weshalb er dem Satz „Paderewski hatte musikalisches Talent“ zustimmt und wir qua Disquotationsprinzip darauf schließen, dass Peter glaubt, dass Paderewski musikalisches Talent hatte. Später lernt Peter, dass ein polnischer Politiker und Ministerpräsident der Zweiten Polnischen Republik „Paderewski“ genannt wird. Peter geht nun davon aus, dass zwei verschiedene Personen „Paderewski“ genannt werden und, indem er „Paderewski“ als Namen für den Politiker benutzt, stimmt er dem Satz „Paderewski hatte kein musikalisches Talent“ zu und wir schließen qua Disquotationsprinzip darauf, dass Peter glaubt, dass Paderewski kein musikalisches Talent hatte. Tatsächlich bezeichnet „Paderewski“ aber dieselbe Person, nämlich Paderewski, der gemäß obigen Beschreibungen beides war, Musiker und Politiker. Glaubt Peter nun, dass Paderewski musikalisches Talent hatte, oder glaubt er, dass Paderewski kein musikalisches Talent hatte? Diese Frage kann, analog zu dem „Pierre-Fall“ nicht sinnvoll beantwortet werden und bleibt damit ein Rätsel. Da in diesem Fall nur das Disquotationsprinzip verwendet

246Ebd., S. 265.

247Ebd.

248Vgl., S. 265f.

wird, kann auch die Einschränkung auf eine Übersetzung über phonetisch-identische Namen das Rätsel nicht auflösen. „The restriction that names must not be translated is thus ineffective, as well as implausible and drastic.“²⁴⁹

Kripke diskutiert schließlich noch das Verhältnis seines Rätsels zu Quines These von der „Unbestimmtheit der Übersetzung“. Ein Quineianer, so Kripke, könnte der Auffassung sein, dass sein Rätsel lediglich Quines Position der Unbestimmtheit der Übersetzung und damit verbunden seinen Skeptizismus bezogen auf den propositionalen Gehalt intensionaler Kontexte und bezogen auf die indirekte Rede stärkt.^{250,251} Kripkes Rätsel wäre in dieser Hinsicht im Kern kein neues Problem, da bereits von Quine diskutiert und mit seiner skeptischen Position hinreichend beantwortet. Es gibt allerdings für Kripke drei fundamentale Unterschiede zwischen Quines Position und seinem Rätsel.²⁵² Zunächst funktioniert Kripkes Rätsel ohne Rückgriff auf eine radikal andere Sprache, wie es bei Quine die Sprache von Eingeborenen einer von uns sehr stark differierenden Kultur ist, und damit ohne Rückgriff auf „hypothetical exotic systems of translation differing radically from the usual one“²⁵³. Das Kripke-Rätsel tritt auf unter Zugrundelegung unseres gewöhnlichen

249Ebd., S. 266.

250Vgl., ebd., S. 266.

251Für Quines Position diesbezüglich siehe „Word and Object“ oder auch den Aufsatz „Speaking of objects“. Hier diskutiert Quine u.a. das Problem eines nicht vorhandenen Identitätsbegriffs für Eigenschaften: „Eigenschaften werden postuliert, ohne dass ein Schlüssel dafür mitgeliefert wird, unter welchen Umständen man sagen kann, sie seien gleich oder verschieden.“ (Quine, Willard v. Orman, Das Sprechen über Gegenstände, aus: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität und andere Schriften, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003, S. 17-42, hier S. 35.) Aus dem Problem der „Unbestimmtheit der Übersetzung“, das bereits in diesem Text, der ein Aufsatz als Auszug aus dem später als „Word and Object“ berühmt gewordenen Werk Quines von 1958 ist, skizziert wird (Vgl., ebd., S. 17f.), formuliert Quine dann ein prinzipielles Problem für einen Identitätsbegriff für Eigenschaften, die in zwei völlig verschiedenen Sprachen ausgedrückt werden: „Erinnern wir uns lieber an die Problemlage unseres Lexikographen im Urwald und an die Willkürlichkeit der Projektion von Analogien aus bekannten Sprachen. Kann ein Empirist ernsthaft von der Bedeutungsgleichheit zweier Bedingungen für einen Gegenstand x sprechen, deren eine in der heidnischen und deren andere in unserer Sprache formuliert ist, wenn es schon so hoffnungslos willkürlich ist, einen Gegenstand x überhaupt als etwas zu klassifizieren, was für die heidnische Sprache ein Gegenstand ist?“ (Ebd., S. 36.) Hinsichtlich dieses Identitätsproblems von Eigenschaften verhalten sich nun Propositionen, „als Gegenstände propositionaler Einstellungen wie Glauben, Wünschen und all die anderen“ (Ebd., S. 38) sehr ähnlich. Das Identitätsproblem, also das Problem, dass man nicht entscheiden kann, wann es eine Eigenschaft x oder Proposition y gibt und wann zwei oder mehrere, wenn diese Eigenschaft oder Proposition in zwei Sätzen zweier völlig verschiedener Sprachen ausgedrückt wird, tritt so, kurz gesagt, für Quine auch in intensionalen Kontexten auf. Diesen Skeptizismus Quines bezogen auf den propositionalen Gehalt intensionaler Kontexte weitet Quine auch auf deren Wiedergabe qua indirekter Rede aus. (Vgl. ebd., S. 39)

252Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, S. 266.

253Ebd.

Übersetzungsprinzips zweier natürlicher und bestens bekannter Sprachen. Zweitens tritt Kripkes Rätsel, nämlich in der zweiten Version, also der des „Paderewski-Falls“, sogar innerhalb einer natürlichen und bestens bekannten Sprache auf. Und drittens ist das Problem in Kripkes Rätsel „not that many views as to Pierre's beliefs get it right, but that they all definitely get it *wrong* [Hervorh. i. Orig.]“²⁵⁴ Die „Unbestimmtheit der Übersetzung“ nach Quine bedeutet im Kern, „dass es viele miteinander unvereinbare Übersetzungen gibt, die alle gleich gut mit der letztlich einzigen Übersetzungsgrundlage, dem Sprachverhalten, übereinstimmen.“²⁵⁵ Doch in Kripkes Rätsel sind die oben beschriebenen vier Möglichkeiten der Antwort auf die Frage, ob Pierre glaubt, dass London schön ist, oder, ob er glaubt, dass London nicht schön ist, nicht alle gleich gut, sondern entweder absurd oder widersprüchlich. So ist Kripkes Rätsel zum einen, wenn es zur Plausibilisierung einer Quineianischen Position dienen soll „an argument of a fundamentally different kind from those given before.“²⁵⁶ Zum anderen ist das Rätsel für jedes Projekt, „that wishes to deal with the 'logic' of belief on any level“²⁵⁷ und so auch für Quines Projekt eines „'second level' of canonical notation“²⁵⁸ aus „Word and Object“, ein zu lösendes Problem, weil es postuliert, dass die üblichen Methoden und Prinzipien der Zuschreibung von Überzeugungen alle fehlgehen und nicht etwa alle gleich gut sind, so dass das Problem eben nicht nur in der Vielfalt passender Antworten besteht.

Die Ausführungen darüber, dass Kripkes Rätsel ein Rätsel ohne Ausweg ist, zeigt aber auch, dass sich Max und Pierre, genauso wie Jones und Peter, alle in der gleichen Situation befinden, nämlich „in an area where our normal practices of attributing belief, based on the principles of disquotation and translation or on similar principles, are questionable.“²⁵⁹ Kripkes Rätsel zeigt deshalb auch, dass es ganz prinzipiell nicht gerechtfertigt ist, auf Grund der Situationen von Max, Jones, Peter und Pierre, das Prinzip der Substitutivität *salva veritate* kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten als falsch aufzugeben. Damit möchte Kripke allerdings nicht

254Ebd.

255Quine, Willard v. Orman, *Ontologische Relativität und andere Schriften*, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003, hier: Vorwort von Wolfgang Spohn, S. 11.

256Kripke, Saul A., *A Puzzle About Belief*, S. 267.

257Ebd.

258Ebd.

259Ebd., S. 268.

sagen, worauf er explizit hinweist,²⁶⁰ dass dieses Prinzip korrekt ist. Das Rätsel zeigt vielmehr anschaulich, dass die Probleme, die dieses Prinzip erzeugt, auch auftreten können, wenn man statt des Prinzips der Substitutivität plus dem der Disquotation, die Prinzipien der Disquotation und der Übersetzung oder sogar lediglich das Disquotationsprinzip zugrundelegt. In den Fällen von Jones und Pierre oder ähnlichen geraten wir so, darauf will Kripke hinaus, „perhaps to the point of breakdown.“²⁶¹ Denn wir sind im Bereich der Zuschreibung von Überzeugungen, die Namen oder Termini für natürliche Arten enthalten, weil das Disquotationsprinzip selbst zu Falschheiten und Absurditäten führt und damit in Überzeugungskontexten fallen gelassen werden muss, sowie im Bereich von Propositionen, die über Überzeugungen ausgedrückt werden, die Eigennamen oder Termini für natürliche Arten enthalten, weil man nicht entscheiden kann, wann zwei Sätze, die eine solche Überzeugung ausdrücken, den gleichen propositionalen Gehalt haben und wann nicht, völlig ratlos. Wenn wir aber nun in diesen Bereichen ratlos sind und damit in dieser Hinsicht im Sinne einer Analyse von der Zuschreibung von Überzeugungen und deren propositionalen Gehalt an einem „point of breakdown“ sind, dann scheint es für Kripke „foolish to draw any conclusion, positive or negative, about substitutivity.“²⁶² Wir wissen nicht, wie die Zuschreibung von Überzeugungen, die Namen oder Termini für natürliche Arten enthalten, funktioniert und können den propositionalen Gehalt von diesen, sofern sie Eigennamen oder Termini für natürliche Arten enthalten, nicht analysieren, wie sollten wir dann irgendetwas Sinnvolles über die Austauschbarkeit *salva veritate* von kodesignativen Eigennamen in genau solchen Kontexten, die wir nicht verstehen und nicht analysieren können, sagen können? Aus Kripkes Rätsel und den daraus resultierenden Überlegungen scheint also klar zu sein, dass es keine Rechtfertigung gibt „for the use of alleged failures of substitutivity in belief contexts to draw any significant theoretical conclusion about proper names.“²⁶³

III. Folgen des Rätsels

a) Fortführung von Kripkes tendentiell Millianistischer Position

Daran, dass Kripkes Rätsel ein Rätsel ohne Ausweg ist, schließt sich auch Kripkes erste

260Vgl., ebd., S. 269.

261Ebd.

262Ebd.

263Ebd., S. 270.

Folgerung des Rätsels an: „The primary moral (...) is that the puzzle *is* [Hervorh. i. Orig.] a puzzle.“²⁶⁴ Jede Theorie über Überzeugungen oder Eigennamen muss das Rätsel zu lösen im Stande sein.

Außerdem zeigt das Rätsel, wie oben dargelegt, dass das klassische Argument gegen die Substitutivität nicht triftig ist und damit kein prima-facie Argument gegen den Millianismus sein kann. Ebenso kann auch ein zugrundegelegter (bündeltheoretischer) Frege-Russell Ansatz das Rätsel nicht lösen, so dass das Rätsel damit keinen Frege-Russell Ansatz plausibilisiert. Das Problem der Substitutivität kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten scheint des Weiteren gar nicht geeignet zu sein die Debatte zwischen Millianismus und Fregeanismus, und das heißt vor allem zu Gunsten des Fregeanismus, im Bezug auf die Bedeutung und Referenz von Eigennamen zu klären, da wir uns im Bereich der Zuschreibung von Überzeugungen, die Namen oder Termini für natürliche Arten enthalten, an einem „point of breakdown“ befinden. Alle diese Schlussfolgerungen treffen freilich die Vertreter eines Frege-Russell Ansatz bezogen auf die Bedeutung oder die Referenz von Eigennamen wesentlich stärker, denn dort war gerade das Substitutivitätsproblem ein zentrales Argument für die Plausibilität dieser Position und ein Argument gegen den Millianismus. In dieser Hinsicht bringt „A Puzzle About Belief“ Klarheit in das Substitutivitätsproblem kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten und führt Kripkes tendentiell millianistische Linie bezogen auf die Bedeutung und Referenz von Eigennamen aus „Naming and Necessity“ fort.

b) Auswirkungen auf das Bild aus „Naming and Necessity“

Nach William Lycan in „An Introduction to the Philosophy of Language“ beeinflusst das Rätsel aber auch Kripkes Position aus „Naming and Necessity“:

„In Kripke (1979b) [„A Puzzle About Belief“] he comes back and he uses a variation on the Substitutivity puzzle about referring expressions to refute the Millian view. His argument there also seems to embarrass his own rigidity thesis but he does not offer any alternate positive view.“²⁶⁵

Lycans erster Punkt scheint etwas unscharf zu sein, denn, dass „A Puzzle About Belief“ (vor allem) einen Millianismus zurückweist, ist so wohl nicht richtig. Natürlich weist

264Ebd., S. 267.

265Lycan, William G., *Philosophy of Language*, Fußnote 4 zu Kapitel 4, S. 193.

Kripke zu Beginn seines Aufsatzes auf Grund der Substitutivitätsprobleme kodesignativer Eigennamen in intensionalen Kontexten einen Millianismus zurück. Es ist aber durchaus relevant zu bemerken, wie oben beschrieben, dass Kripkes Ausführungen in „A Puzzle About Belief“, d.h sowohl das Rätsel selbst als auch Kripkes Ausführungen vor dem Rätsel, eine starke antifregeanistische Richtung besitzen. Natürlich, und auch das hebt Kripke ja deutlich hervor, bedeutet das Rätsel nicht, dass kodesignative Eigennamen in Überzeugungskontexten austauschbar *salva veritate* sind und selbstverständlich muss auch eine millianistische Position in der Debatte über die Bedeutung von Eigennamen Kripkes Rätsel zu lösen im Stande sein. Das Rätsel ist also in dieser Hinsicht keine direkte Verteidigung eines strikten Millianismus. Aber Kripke vertrat in „Naming and Necessity“ nie einen radikalen Millianismus. „A Puzzle About Belief“ ist so primär eine Fortführung von Kripkes – bereits aus „Naming and Necessity“ bestens bekannter – millianistischer Tendenz. Diese Ansicht vertreten u.a. auch David Sosa²⁶⁶ und Bryan Frances²⁶⁷, wobei ersterer Anhänger eines Frege-Russell Ansatzes und letzterer eines Millianismus ist.

Aber „A Puzzle About Belief“ ist nicht nur eine lineare Fortführung des von Kripke in „Naming and Necessity“ entworfenen Bildes der Referenz von Eigennamen: Es scheint so, wie Lycan anmerkt, dass „A Puzzle About Belief“ ein Problem für Kripkes Rigiditätsthese aus „Naming and Necessity“ darstellt. Dort trennt, wie oben beschrieben, Kripke epistemische Notwendigkeit von metaphysischer Notwendigkeit und gelangt zu der Möglichkeit von notwendigen Wahrheiten *a posteriori* und kontingenten Wahrheiten *a priori*. Aus diesem Grund sind zunächst die Vorwürfe, dass das Problem der Substitutivität von kodesignativen Eigennamen in Überzeugungskontexten nicht nur ein Problem für den Millianismus, sondern auch für Kripkes tendenziell millianistische Position in „Naming and Necessity“ darstellen, nicht triftig.²⁶⁸

Auf der Basis von „Naming and Necessity“ ist es sogar plausibel zu behaupten, dass die

266Vgl., Sosa, David, The Import of the Puzzle About Belief, *The Philosophical Review*, Band 105, Nummer 3, Juli 1996, S. 373-402.

267Vgl., Frances, Bryan, Defending Millian Theories, *Mind*, Band 107, Ausgabe 428, Oktober 1998, S. 703-727.

268Vgl., S. 46f. dieser Arbeit.

Fehler des Substitutivitätsprinzips in Überzeugungskontexten verursacht werden, weil die Referenzen der kodesignativen Namen unterschiedlich festgelegt wurden, so dass der propositionale Gehalt der bis auf die Verwendung eines der kodesignativen Eigennamen identischen Überzeugungen je nach Verwendung eines dieser Namen schwankt.²⁶⁹ Die unterschiedlichen epistemischen Status der Sprecher sind so quasi schon in den verschiedenen Taufakten vorhanden und werden weitergegeben, da die Referenz der Namen auch weitergegeben wird. *Allerdings werden die Referenzen der meisten Namen nicht rigide über Beschreibungen in einem konventionellen Akt festgelegt und in der Kausalkette weitergegeben, so dass es bei den meisten Namen keinen von der Sprechergemeinschaft geteilten Sinn gibt.* Nach Kripke verliert ein Name im Verlauf der Kausalkette seine semantische Komponente und (bei den meisten Namen) wird auch die Art der Referenzfixierung irrelevant. Jeder Sprecher *muss* (lediglich) die Referenz des Namens mit der gleichen Intention verwenden wie der Sprecher, von dem er die Referenz gelernt hat. Der Einfluss der Referenzfixierung auf die Verwendung (der meisten) kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten besteht also nicht in der Weitergabe rigider unterschiedlicher Referenzen qua unterschiedlicher Beschreibungen, die von der Sprechergemeinschaft geteilt werden, sondern selbst, wenn die Referenzen ursprünglich über verschiedene Beschreibung festgelegt wurden, wird die Art dieser Referenzfixierung im Verlauf der Kette irrelevant und die Referenzen der Namen hängen lediglich von einem mentalen Faktor bei der Übergabe und von der historischen Kausalkette ab und können auch in immer wieder neuen Taufakten neu fixiert werden. Es gibt keinen von der Sprechergemeinschaft geteilten Sinn der Namen bzgl. ihrer Referenz. In dieser Hinsicht ist es nicht notwendig, dass kodesignative Namen, selbst wenn ihre Referenz ursprünglich über verschiedene Beschreibungen festgelegt wurde, nicht austauschbar *salva veritate* in Überzeugungskontexten sind.

In einer anderen Hinsicht ist nach „Naming and Necessity“ die Art der Referenzfestlegung allerdings problematisch für epistemische Kontexte, nämlich dann, wenn die Referenz des Namens konventionell über eine Beschreibung rigide festgelegt und in der Kausalkette der Sprechergemeinschaft weitergegeben wird:²⁷⁰ Im Fall von

²⁶⁹Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, Fußnote 10, S. 273.

²⁷⁰Vgl., Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S.96ff. und A Puzzle About Belief Fußnote 10, S. 273.

„Hesperus“ und „Phosphorus“ wird nach „Naming and Necessity“ konventionell die Referenz der zwei Namen über unterschiedliche Beschreibungen rigide festgelegt und weitergegeben: „According to such a supposition, a belief that Hesperus is a planet is a belief that a certain heavenly body, rigidly picked out as seen in the evening in the appropriate season, is a planet; and similarly for Phosphorus.“²⁷¹ Bei der gleichen Überzeugung über Phosphorus handelt es sich nun um die Überzeugung, dass der Himmelskörper, der morgens an dieser bestimmten Position am Himmel gesehen wird, ein Planet ist. So haben die beiden Überzeugungen über Hesperus und Phosphorus einen unterschiedlichen propositionalen Gehalt und „Hesperus“ und „Phosphorus“ sind nicht austauschbar *salva veritate* in Überzeugungskontexten. Kripke spricht in einer Fußnote von „A Puzzle About belief“ davon, dass in diesem Fall „the mode of reference fixing is [Hervorh. i. Orig.] crucial“²⁷² für das korrekte Erlernen einer Sprache. Das Argument gegen die Substitutivität kodesignativer Eigennamen in Überzeugungskontexten müsste in diesen Fällen aufrechterhalten werden.

Zusammengefasst kann man also „Naming and Necessity“ so lesen, dass in den Fällen, in denen die Referenz eines Namens konventionell über eine Beschreibung rigide festgelegt und weitergegeben wird, diese Referenzfestlegung Auswirkungen auf epistemische Kontexte hat und bei kodesignativen Namen wie „Hesperus“ und „Phosphorus“ bedeutet, dass diese Namen nicht austauschbar *salva veritate* in Überzeugungskontexten sind. Auch im Vorwort zu „Naming and Necessity“ legt Kripke nahe, dass in den „Hesperus“ - „Phosphorus“ Fällen „the mode of fixing the reference is relevant to our epistemic attitude toward the sentences expressed.“²⁷³ Dies liegt daran, dass diese Fälle, auch mit einer Kripkeanischen Lesart, sehr nahe an einem bündeltheoretischen Frege-Russell Ansatz sind. In dieser Hinsicht scheint Kripke ebenfalls keinen strikten Millianismus, zumindest in der gängigen Interpretation Mills, in „Naming and Necessity“ zu vertreten, da solche Namen wie „Hesperus“ und „Phosphorus“ in epistemischen Kontexten semantisch für Kripke mehr bedeuten als lediglich für ihren Referenten zu stehen und dadurch den propositionalen Gehalt der Aussagen über diese Namen so verändern, dass zwei – bis auf die Verwendung von

271 Kripke, Saul A. A Puzzle About Belief, Fußnote 10, S. 273.

272 Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, Fußnote 43, S. 281.

273 Kripke, Saul A., Naming and Necessity, S. 20f.

einmal „Hesperus“ und einmal „Phosphorus“ – identische epistemische Aussagen über die Namen einen unterschiedlichen propositionalen Gehalt haben und die Namen damit nicht austauschbar *salva veritate* in diesen Kontexten sind.

Dies scheint auch, analog zu einem zugrundegelegten Frege-Russell Ansatz, zunächst Kripkes Rätsel zu lösen: Wenn die gleichen identifizierenden Beschreibung bei der Referenzfestlegung verwendet werden, dann muss „Vesper“ mit „Hesperus“ übersetzt werden und auf Grund der gleichen definiten Kennzeichnungen, muss der Sprecher darauf schließen, dass „Vesper“ und „Hesperus“ die gleiche Entität bezeichnen.²⁷⁴ Doch wie in dieser Arbeit gezeigt, kann das Rätsel auch aufgestellt werden, wenn die gleichen identifizierenden Beschreibungen die Referenz der Namen festlegen. Das Problem wird auf den jeweils höheren Leveln reproduziert. Außerdem scheint Kripke dazu, und das nachvollziehbarerweise, zu tendieren, dass eine bestimmte Art der Referenzfestlegung gar nicht (d.h. auch nicht in Fällen ähnlich zu „Hesperus“- „Phosphorus“) entscheidend für das korrekte Erlernen einer Sprache ist und auch nicht im weiteren Verlauf der Kausalkette weiterbehalten bzw. weitergegeben werden muss.^{275,276} Man kann also das Rätsel nicht dadurch umgehen, dass man behauptet, dass der propositionale Gehalt der Überzeugungen, die sich nur durch die jeweilige Verwendung von „Vesper“ „Hesperus“ und „Phosphorus“ unterscheiden, von der Art der Referenzfestlegung der Namen abhängt. Die (für einige Namen) aus „Naming and Necessity“ abgeleitete Lösung des Rätsels funktioniert also nicht. Kripkes eigene Auffassung aus „Naming and Necessity“, dass die Referenz einiger Namen konventionell über eine Beschreibung festgelegt und weitergegeben wird, gerät in die Fänge seines Rätsels. In diesem Sinne bricht „A Puzzle About Belief“ also zunächst mit Kripkes Überzeugung aus „Naming and Necessity“, dass bei manchen Namen die Referenz konventionell und mit identifizierenden Beschreibungen rigide festgelegt und weitergegeben wird, so dass ein von der Sprechergemeinschaft geteilter Sinn bzgl. der Referenz dieser Namen entsteht. Damit scheint Kripke auch jede Möglichkeit einer Semantik von Eigennamen, die nicht ausschließlich in dem Bezug auf den Referenten besteht, in „A Puzzle About Belief“ zu verwerfen. Das ändert aber zunächst nichts an seiner Trennung von epistemischer und

274Vgl., Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, Fußnote 43, S. 280.

275Vgl., ebd., S. 281.

276Das tangiert allerdings nicht den Punkt aus „Naming and Necessity“ der besagt, dass im Fortlauf der Kette jeder Sprecher den Namen dieser Kette mit der gleichen Intention verwenden muss.

metaphysischer Notwendigkeit.

In den Fällen, in denen die Referenzen von Namen nicht konventionell rigide festgelegt werden, sind dagegen, wie oben gezeigt, die Auswirkungen von Kripkes Auffassungen bzgl. der Referenzfestlegung aus „Naming and Necessity“ auf epistemische Kontexte nicht derart, dass „A Puzzle About Belief“ eine Änderung des Bildes aus „Naming and Necessity“ erfordert, schlicht aus dem Grund, weil „Naming and Necessity“ für diese Fälle keine notwendigen Folgerungen impliziert. Die Art der Referenzfestlegung der meisten Namen muss keine Auswirkung auf epistemische Kontexte haben, weil es bei den meisten Namen keinen von der Sprechergemeinschaft geteilten Sinn gibt, der die Referenz der Namen rigide festlegen würde. In dieser Hinsicht scheint das Rätsel Kripkes Auffassungen aus „Naming and Necessity“ sogar weiter zu plausibilisieren, da die Probleme bei der Analyse von epistemischen Kontexten, die das Rätsel aufzeigt, Kripkes fundamentale Rigiditätsthese nicht anzugreifen scheinen und Kripkes Auffassungen, anders als ein Frege-Russell Ansatz, nicht argumentativ auf das Problem der Substitutivität zurückgreift oder, wie ein strikter Millianismus, problematische notwendige Folgerungen für epistemische Kontexte beinhaltet.

Soweit scheinen also die Einschnitte von „A Puzzle About Belief“ in Kripkes Auffassung über die Referenz von Eigennamen aus „Naming and Necessity“ nur die Fälle von konventioneller Referenzfestlegung mittels identifizierender Beschreibungen zu betreffen und keine Auswirkung auf seine Rigiditätsthese zu haben. Wenn man allerdings nach obigen Ausführungen nicht mehr behaupten kann, dass die Referenzen von „Hesperus“ und „Phosphorus“ in einem konventionellen Akt qua unterschiedlicher Beschreibungen rigide festgelegt werden, dann scheinen Sätze, die qua Disquotationsprinzip aufgestellt werden, wie „It was once unknown that Hesperus is Phosphorus“ nicht so analysierbar zu sein, dass sie bedeuten, dass man nicht wusste, dass Hesperus und Phosphorus identisch sind, weil man mit ihnen bis zur Entdeckung ihrer Identität einen unterschiedlichen Sinn verband, der die Referenz der Namen rigide festlegte.²⁷⁷ Wie bei anderen Eigennamen müsste man mit einem Kripke-Ansatz behaupten, dass „Hesperus“ und „Phosphorus“, genauso wie „Tullius“ und „Cicero“, in

²⁷⁷Vgl., ebd., Fußnote 44.

jeder möglichen Welt dieselbe Entität bezeichnen, es aber eine andere, nämlich epistemische Frage ist, ob der Sprecher das auch weiß. „Hesperus ist Phosphorus“ oder „Tullius ist Cicero“ oder jede andere Identitätsaussage zwischen Eigennamen ist so, „Naming and Necessity“ gemäß, eine notwendige Wahrheit, aber es kann epistemische Situationen geben, in denen aufgrund mangelndem empirischen Wissens dies nicht von einem Sprecher oder auch von allen gewusst wird. In diesem Sinne sind Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, ganz im Sinne der Rigiditätsthese, noch immer notwendige Wahrheiten a posteriori.²⁷⁸ Was auf den ersten Blick so scheinen mag, als würde Kripkes Rätsel damit keine fundamentalen Auswirkungen auf „Naming and Necessity“ haben, entpuppt sich jedoch als gravierendes Problem.

Auf Grund der Erkenntnisse aus „A Puzzle About Belief“ entsteht nämlich ein Problem bei der Analyse dieser Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, wenn ein Kripke-Ansatz zugrundegelegt wird. Der obige, *per Disquotationsprinzip erhaltene*, Beispielsatz „It was once unknown that Hesperus is Phosphorus“²⁷⁹ entspricht nach Kripke, wie beschrieben, einer notwendigen Wahrheit, nämlich, dass Hesperus Phosphorus ist, die nicht gewusst wurde und damit eine notwendige Wahrheit a posteriori ist. Nun können aber solche Sätze nach den Erkenntnissen aus „A Puzzle About Belief“ gar nicht analysiert werden, weil erstens, das Disquotationsprinzip in Frage gestellt wird und damit keine Aussage über die Proposition dieses epistemischen Kontextes gemacht werden kann und auch die Möglichkeit, dass das Prinzip der Substitutivität nach Kripke in solchen Kontexten fallen gelassen werden muss und das Rätsel umgangen werden kann, geht fehl, weil, wie oben beschrieben, Kripke im Lichte von „A Puzzle About Belief“ die Position fallen lässt, dass im „Hesperus“ - „Phosphorus“ die Referenz der zwei Namen rigide über unterschiedliche Beschreibungen in einem konventionellen Akt festgelegt und weitergegeben wird!²⁸⁰

Wenn man aber nun Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, die a posteriori notwendig sind, nicht analysieren kann, ist eine Folgerung aus Kripkes Rigiditätsthese

278In der Regel. Der Sprecher, der die Referenzen der Namen ursprünglich festgelegt haben mag, mag dies a priori wissen.

279Ebd.

280Diese Möglichkeit fällt natürlich bei Fällen mit „Tullius“ und „Cicero“ sowieso weg; dort zeigt sozusagen „A Puzzle About Belief“ direkt, dass notwendige Identitätsaussagen a posteriori nicht analysiert werden können.

bzgl. Eigennamen und der Trennung von metaphysischer und epistemischer Notwendigkeit in Frage gestellt. Entweder wirft dies dann direkt ein Problem für die Rigiditätsthese auf oder für die Trennung von epistemischer und metaphysischer Notwendigkeit. Doch wenn diese problematisch ist, dann ist auch Kripkes intuitive Konzeption möglicher Welten in Frage gestellt, auf deren Basis er ja die Trennung vollzogen hat und damit auch wieder die Rigiditätsthese, da auch diese auf dem intuitiven Konzept möglicher Welten aufbaut. Außerdem würde, wenn die Trennung von epistemischer und metaphysischer Notwendigkeit wegfiel, Kripke seine Rigiditätsthese aber weiter aufrechterhalten würde, dies die Folgerung, ähnlich wie bei einem strikten Millianismus, nach sich ziehen, dass dann kodesignative Eigennamen in Überzeugungskontexten austauschbar *salva veritate* sein müssen. „A Puzzle About Belief“ zeigt zwar, dass das klassische Argument gegen diese Folgerung fallen gelassen werden muss, es zeigt aber auch, dass die Analyse von epistemischen Kontexten, die Namen oder Termini für natürliche Arten enthalten, an einem „point of breakdown“ ist. Deshalb steht jede Theorie, die notwendige Folgerungen in diesem Feld impliziert, zunächst vor dem Problem das Rätsel zu lösen. Doch, wie mehrfach angemerkt, ist das Rätsel für Kripke ein Rätsel ohne einen Ausweg. Eine genauere Analyse darüber, in welchen Bereichen die Unanalysierbarkeit von Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, die *a posteriori* notwendig sind, Kripkes Auffassungen aus „Naming and Necessity“ falsifizieren, kann in dieser Arbeit nicht erfolgen.

Nachdem Kripke für das Problem der Analyse von Identitätsaussagen zwischen Eigennamen, die notwendig und *a posteriori* sind, keinen Ausweg skizziert, sondern das Problem sogar weiter verschärft, indem er – ohne es weiter auszuführen – sagt, dass „the considerations in this paper are relevant to the earlier discussion of the 'contingent *a priori* [Hervorh. i. Orig.]' as well“²⁸¹, hat Lycan also mit seinen zwei weiteren Behauptungen, nämlich, dass „the argument there [in „A Puzzle About Belief“] (FN: Anmerkung des Verfassers) also seems to embarrass his own rigidity thesis, but he does not offer any alternate positive view“²⁸² durchaus recht. Kripkes Rigiditätsthese und seine Trennung von epistemischer und metaphysischer Notwendigkeit wird von „A Puzzle About Belief“ in Frage gestellt.

281Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, Fußnote 43, S. 281.

282Lycan, William G., Philosophy of Language, Fußnote 4 zu Kapitel 4, S. 193.

D. Fazit

Saul Kripke entwirft also in „Naming and Necessity“ ein Bild der Referenz von Eigennamen, das radikal mit den davor gängigen Frege-Russell Ansätzen bricht. Seine Position einer kausal-historischen Referenz von Eigennamen weist eine starke millianistische Tendenz auf, ohne jedoch ein radikaler Millianismus zu sein. Denn Kripke implementiert einen mentalen Faktor bei der Weitergabe der Referenz und die Bezugnahme auf eine Entität mittels des diese bezeichnenden Namens hängt auch von der faktischen Existenz einer Kausalkette innerhalb der Sprechergemeinschaft ab. Zudem scheint Kripke bei den Namen, deren Referenz qua Beschreibungen in einem konventionellen Akt rigide festgelegt und weitergegeben werden von einem für epistemische Kontexte relevanten Sinn von Namen auszugehen, so dass die semantische Funktion dieser Namen in diesen Kontexten nicht lediglich in einer Bezugnahme auf ihre Referenten besteht.

Diese Auffassung wird jedoch mit „A Puzzle About Belief“ zurückgewiesen. Die semantische Funktion von Eigennamen besteht nach Kripke in dieser Hinsicht nunmehr ausschließlich darin, dass man sich mit diesen auf deren Referenten bezieht. Auch Kripkes Rigiditätsthese sowie seine Trennung von epistemischer und metaphysischer Notwendigkeit scheinen durch den Aufsatz in Zweifel gezogen zu werden. Auf der anderen Seite unterstreicht „A Puzzle About Belief“ Kripkes millianistische Tendenz und besitzt, wie „Naming and Necessity“, eine klare Neigung gegen Frege-Russell Ansätze.

Nach „Naming and Necessity“ und „A Puzzle About Belief“ bleibt so schließlich auch ein großes Fragezeichen was die Bedeutung und die Referenz von Eigennamen betrifft. Weder ein Frege-Russell Ansatz, noch ein Millianismus, noch Kripkes Ansätze aus „Naming and Necessity“, die auch unabhängig von der Diskussion in dieser Arbeit Probleme aufwerfen,²⁸³ scheinen die Debatte über Eigennamen zufriedenstellend lösen zu können.

283Ebd., S. 55ff.

E. Quellen- und Literaturverzeichnis

- 1.: Barwise, Jon u. Etchemendy, John, Sprache, Beweis und Logik – Aussagen und Prädikatenlogik, mentis, Paderborn 2005.
- 2.: Blume, Thomas u. Demmerling, Christoph, Grundprobleme der analytischen Sprachphilosophie – Von Frege zu Dummett, Ferdinand Schöningh, Paderborn 1998.
- 3.: Devitt, Michael, Designation, Columbia University Press, New York 1981.
- 4.: Hornsby, Jennifer u. Longworth, Guy, reading philosophy of language, selected texts with interactive commentary, Blackwell, Oxford 2006.
- 5.: Frances, Bryan, Defending Millian Theories, Mind, Band 107, Ausgabe 428, Oktober 1998.
- 6.: Frege, Gottlob, Über Sinn und Bedeutung, aus: Frege, Gottlob, Funktion, Begriff, Bedeutung, Patzig, Günther (Hg.), Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1969³.
- 7.: Kripke, Saul A., A Puzzle About Belief, aus: Margalit, Avishai (Hg.), Meaning And Use, D. Reidel, Dordrecht, Boston u. London 1979, S. 239-283.
- 8.: Kripke, Saul A., Naming and Necessity, Harvard University Press, Cambridge u. Massachusetts 1980².
- 9.: Lockwood, Michael, On Predicating Proper Names, The Philosophical Review, Band 84, Ausgabe 4, Oktober 1975.
- 10.: Lycan, William G., Philosophy of Language, a Contemporary Introduction, Routledge, New York u. London 2008².
- 11.: Metschl, Ulrich, Intensionaler Kontext, aus: Prechtel, Peter u. Burkard, Franz-Peter, Metzler Philosophie Lexikon-Begriffe und Definitionen, J.B. Metzler, Stuttgart u. Weimar 1996.
- 12.: Mill, John Stuart, Von Namen, aus: Eigennamen, Dokumentation einer Kontroverse, Wolf, Ursula (Hg.), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985.
- 13.: Noonan, Harold, Routledge Philosophy Guidebook to Kripke and *Naming and Necessity*, Routledge, London u. New York 2013.
- 14.: Quine, Willard v. Orman, Das Sprechen über Gegenstände, aus: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität und andere Schriften, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003.

- 15.: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität, aus: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität und andere Schriften, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003.
- 16.: Quine, William Van Orman, Reference And Modality, aus: From A Logical Point Of View, Harvard UP, Cambridge, Massachusetts 1971³.
- 17.: Quine, Willard Van Orman, Word and object, M.I.T. Press, Cambridge 1973⁸.
- 18.: Russell, Bertrand, Die Philosophie des logischen Atomismus, Aufsätze zur Logik und Erkenntnistheorie 1908-1918, Nymphenburger, München 1976.
- 19.: Schantz, Richard, Wahrheit, Referenz und Realismus-Eine Studie zur Sprachphilosophie und Metaphysik, de Gruyter Berlin u. New York 1996.
- 20.: Schröder, Konrad, Quousque Tandem in Memoriam, aus: Die Neueren Sprachen, 81, Diesterweg, Frankfurt am Main 1982.
- 21.: Searle, John R., Proper Names, aus: Mind, New Series, Vol. 67, No. 266 vom April 1958, aus: <http://www.jstor.org/stable/2251108>, zuletzt aufgerufen am 09.03.15.
- 22.: Soldati, Gianfranco, Intuitionismus, aus: Metzler Philosophielexikon: Begriffe und Definitionen, hg.: Prechtel, Peter u. Burkard, Franz-Peter, J.B. Metzler, Stuttgart u. Weimar 1996.
- 23.: Sosa, David, The Import of the Puzzle About Belief, The Philosophical Review, Band 105, Nummer 3, Juli 1996.
- 24.: Spohn, Wolfgang, Einleitung, aus: Quine, Willard v. Orman, Ontologische Relativität und andere Schriften, übersetzt von Spohn Wolfgang, Klostermann, Frankfurt am Main 2003.
- 25.: Srowig, Regina, Konzeptualismus, aus: Metzler Philosophielexikon: Begriffe und Definitionen, hg.: Prechtel, Peter u. Burkard, Franz-Peter, J.B. Metzler, Stuttgart u. Weimar 1996.
- 26.: Strawson, Peter F., Individuals – An Essay in Descriptive Metaphysics, University Paperbacks Methuen, London 1974⁵.
- 27.: Tarski, Alfred, The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics, aus: Givant, Steven R. u. McKenzie, Ralph N. (Hg.), Alfred Tarski-Collected Papers, Birkhäuser, Basel, Boston, Stuttgart 1986, Band 2, 1935-1944.

- 28.: Viëtor, Wilhelm, Der Sprachunterricht muß umkehren! Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von Quousque Tandem, Heilbronn 1882, hier: O. R. Reisland, Leipzig 1905³, aus: Die Neueren Sprachen, 81, Diesterweg, Frankfurt am Main 1982.
- 29.: Wittgenstein, Ludwig, Philosophische Untersuchungen, aus: Wittgenstein, Ludwig, Werkausgabe Band 1, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1984.
- 30.: Wolf, Ursula, Einleitung, aus: Eigennamen, Dokumentation einer Kontroverse, Wolf, Ursula (Hg.), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1985.

Schriftliche Versicherung

„Ich versichere, dass ich die schriftliche Ausarbeitung selbständig angefertigt und keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Stellen, die dem Wortlaut oder dem Sinn nach (inkl. Übersetzungen) anderen Werken entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Fall unter genauer Angabe der Quelle (einschließlich des World Wide Web sowie anderer elektronischer Datensammlungen) deutlich als Entlehnung kenntlich gemacht. Dies gilt auch für angefügte Zeichnungen, bildliche Darstellungen, Skizzen und dergleichen. Ich nehme zur Kenntnis, dass die nachgewiesene Unterlassung der Herkunftsangabe als versuchte Täuschung gewertet wird.“

Siegen, März 2015